h.
4680-1

(Dulon)

Dulon

<36626134750012

S

<36626134750012

Bayer. Staatsbibliothek

[illegible] 318.

[Dulon]

Dülons

des

blinden Flötenspielers

Leben und Meynungen

von ihm selbst bearbeitet.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Erster Theil.

Zürich, bey Heinrich Geßner. 1807.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Seit mehr als zwölf Jahren äus-
serte man wiederholt den für mich
höchst schmeichelhaften Wunsch, daß
ich doch einmal meine Lebensgeschichte
herausgeben möchte. Aus mehrern
Gründen aber konnte ich mich immer
nicht dazu entschliessen. Theils schien
sie mir wirklich zu unbedeutend, um
sie dem Drucke zu übergeben; theils
mangelten mir auf Reisen, wo einem
denn doch so mancherley Hindernisse
aufstossen, die es unmöglich machen

sich immer bey gleicher Laune zu erhalten, der ruhige Gleichmuth, den dies Unternehmen erfordert; hauptsächlich aber traute ich mir nicht Fähigkeit genug zu, es auszuführen. Diese Gründe aber sind nunmehro gänzlich vernichtet. Denn was den ersten anbetrift, so möchten doch vielleicht die Resultate einer mehr als zwanzigjährigen Erfahrung in Hinsicht auf Musik für reisende Tonkünstler in der Folge von einigem Nutzen seyn; zweytens bin ich dermalen so glücklich, wenigstens den Sommer hindurch einer häuslichen Ruhe zu geniessen, bey der ich durch nichts in meinem Nachdenken gestört werde;

und meine Unfähigkeit war vollends nur ein Scheingrund, indem ich die Sache leicht einem Schriftsteller von Profession hätte übertragen können, welches aber durchaus weder meine Eitelkeit noch meine Bescheidenheit zuließ. Du mußt selbst ein Autor werden, raunte mir jene ins Ohr; es schickt sich nicht, sagte diese, einen Gelehrten zum Biografen eines blossen Layen herabzusetzen. Ich mußte bey näherer Prüfung wenigstens der leztern das Wort reden, und so wird nun die Geschichte eines Layen von einem solchen bearbeitet. Dies werden hoffentlich meine Leser beherzigen, und von meiner ungeübten Feder nicht

mehr fordern, als sie zu geben vermag; und wofern sie nur so geneigt seyn wollen, auf Schönheit und Anmuth des Styls einigermaßen Verzicht zu leisten, und sich mit ungeheuchelter Treue der Darstellung zu begnügen, so wird hoffentlich mein Buch zu ihrer Zufriedenheit ausfallen.

Ich muß mich indessen von einem Vorwurfe zu reinigen suchen, der, wofern er gegründet wäre, mir mit dem größten Rechte gemacht werden dürfte. Man könnte es nämlich als einen Beweis des lächerlichsten Stolzes ansehen, daß ich sowohl den größten Theil der Gedichte, womit meine

geringe Kunstfähigkeit beehrt worden ist, als auch einen Theil dessen, was hier und da Männer von anerkannten Verdiensten mündlich zu meinem Lobe gesagt haben, meiner Geschichte einverleibe. Dieser Vorwurf aber trift mich nicht, und wer mich kennt, spricht mich gewiß frey davon; auch weiß ich sehr wohl, daß ich größtentheils über mein Verdienst, nicht etwa aus Schmeicheley oder Ironie (denn dazu waren Männer wie z. B. der längst verstorbene unsterbliche Karl Philipp Emanuel Bach zu offen und bieder), sondern um mich zur Vervollkommnung in der Kunst anzufeuern, gelobt worden bin. Es geschieht daher wahr=

lich nicht aus eiteler Ruhmredigkeit, sondern aus einem innern Antriebe, dem geneigten Leser, so weit es sich thun läßt, alles was Bezug auf mich hat, und also nicht nur mein eignes unvorgreifliches Urtheil über andere, sondern auch das Urtheil anderer über mich mitzutheilen. Ich werde daher auch nicht ermangeln, dasjenige beyzubringen, was man hie und da zu meinem Tadel gesagt hat; wobey es mir jedoch niemand verargen wird, wenn ich, nach meiner Ueberzeugung, die Tadler wenigstens da zu widerlegen suche, wo mich entweder die Gerechtigkeit nicht zwingt ihnen beyzupflichten, oder wo der Tadel nicht

von so lächerlicher Art ist, daß es noch lächerlicher wäre, etwas darauf zu antworten.

Auch würde ich es nicht wagen, meine eignen Gedichte, wofern ich anders den rohen Naturkindern meiner Phantasie diesen ehrenvollen Namen beylegen darf, mit aufzunehmen, wenn mich nicht einsichtsvolle Männer hierzu ermuntert hätten.

Da ich nun einmal den festen Vorsatz gefaßt habe, meine Leser nicht nur mit demjenigen, was sich in diesem Halbdunkel mit mir zugetragen hat, sondern auch zugleich mit dem, was ich in jenen Lichtkreis mit hinüber zu nehmen hoffe, mit meinen

Grundsätzen, Meynungen und Erfahrungen bekannt zu machen, so ist es höchst wahrscheinlich, daß der offene, freymüthige Ton, mit welchem ich über verschiedene Gegenstände reden werde, mir hie und da Feinde zuzieht; diese aber fürchte ich nicht. Diejenigen, welche mich näher kennen, wissen ohne meine weitere Versicherung, daß ich weder irgend jemand wissentlich unrecht zu thun, noch sonst einer unedeln Absicht fähig bin; denen aber, welche mir, weil vielleicht ihre Meynungen mit den meinigen in gänzlichem Widerspruche stehen, gram werden sollten, gebe ich nur dreyerley zu bedenken: erstlich,

daß es jedem frey stehen müsse, seine Meynung öffentlich zu sagen, wofern er sich nur hütet, etwas zu behaupten, was darauf abzweckt, die Moralität zu vergiften, die bürgerliche Ordnung anzutasten, oder den guten Ruf seines Mitmenschen auf bloße Muthmassungen zu untergraben. Das zweyte, welches sich schon aus dem ersten ergiebt, besteht darin: daß gleichfalls jeder die Freyheit habe, die Meynungen seines Gegners durch die seinigen zu widerlegen; und das dritte endlich: daß die Meynungen eines einzelnen gerade ihrer Individualität wegen wenig oder gar nichts entscheiden. Um also inskünftige jedem Miß-

verständnisse dieser Art vorzubeugen, sehe ich mich genöthigt, die Erklärung beyzufügen, daß wenn ich sage, es ist so, dies nichts anders heissen soll, als es ist nach meiner Meynung so. Indessen werden diese Blätter nichts enthalten, wofür ich mich nicht schon im voraus vor dem Richterstuhle der gesunden Vernunft, der Wahrheit und meiner Ueberzeugung verantwortlich mache. Ich übergebe demnach der prüfenden Welt aus dem Archive meiner Geschichte, was ich des Aufzeichnens nicht unwerth finde. Auf großes Lob leiste ich gerne Verzicht. Hie und da einem theilnehmenden Freunde einige frohe Augen-

blicke zu verschaffen, hie und da einem meiner Nachfolger dereinst nützlich zu werden, ist alles, was ich wünsche und hoffe. Sollten die Parzen meinen Lebensfaden noch ein wenig in die Länge hinausspinnen — wodurch sie mir, im Vorbeygehen gesagt, gar keinen schlimmen Dienst leisten würden, indem ich mit dieser sublinarischen Welt, obschon ich nicht fähig bin ihre mannigfaltigen Schönheiten zu schauen, noch sehr zufrieden bin — so dürfte vielleicht in einem Zeitraum von zehn oder mehrern Jahren, falls sich bis dahin etwas Erzählenswerthes mit mir zutragen sollte, eine Fortsetzung meiner Geschichte folgen.

Indessen wünsche ich meinen Lesern Geduld und Nachsicht, den Recensenten, wenn ich anders so glücklich bin dergleichen zu bekommen, Kaltblütigkeit und partheylose Schonung, und mir selbst, dem sehr richtigen Satze zufolge, daß sich jeder der Nächste sey, das Meiste und Einträglichste, nämlich eine günstige Auf- und zahlreiche Abnahme meiner Geschichte.

Stendal, im Jahr 1802.

Erstes Kapitel.

Kurze Uebersicht meines Ursprungs und meiner Familie.

Da ich nicht die Absicht habe, eine ausführliche Geschichte meiner Familie mit meiner eigenen zu verbinden, so will ich über jene nur so viel voraus=schicken, als man, dem Herkommen ge=mäß, von einem Selbst=Biografen zu fordern berechtigt ist.

Die Dülons stammen aus der franzö=sischen Schweiz, woselbst mein Urgroß=vater, ich weiß nicht, welche Ehrenstelle bekleidete. Mein Großvater ward zu Villeneuve, einem kleinen Städtchen am Genfer=See, geboren, kam in sei=

ner Jugend nach Deutschland, diente dem Könige von Preussen als Soldat, verheirathete sich mit einem Fräulein von Bohnstedt aus Egeln bey Magdeburg, und wurde endlich Accise-Einnehmer zu Soest in Westphalen, woselbst er im neun und funfzigsten Jahre seines Alters das Zeitliche segnete, und seiner Frau nichts als vier unerzogne Kinder, drey Töchter und einen Sohn, hinterließ.

Mein Vater ward den 7. April 1741 zu Potsdam geboren, und widmete sich in seinen jüngern Jahren dem Metier eines Goldschmids, worin er auch einige Zeit als Meister arbeitete. Als aber in den preussischen Staaten die Regie nach französischem Fuße eingerichtet wurde, vertauschte er bald seinen Stand mit dem eines Accise-Bedienten.

Meine Mutter, eine geborne Schäfer, die Tochter eines Amtmanns in der Neumark, erblickte den 24. Oktober 1736 zu Küstrin das Licht der Welt. Sie war zur Zeit, da sie meinen Vater heirathete, welches ungefähr zwey Jahr vor meiner Geburt geschah, bereits sieben Jahr Wittwe, und hatte aus ihrer ersten Ehe eine Tochter; meinem Vater aber gebar sie einen Knaben und ein Mädchen, von welchen Kindern ich das älteste bin. Was meine Geschwister anbelangt, so leben sie noch sämtlich, und befinden sich nebst meiner Mutter in glücklichen Verhältnissen. Doch genug, und für manche meiner Leser vielleicht schon zu viel über diesen Gegenstand; wenigstens würde mich letzteres gar nicht befremden; denn ich muß offenherzig gestehen, daß ich sehr froh bin, die Sache ins

Klare gebracht zu haben, um je bälder je lieber auf mein kleines Ich zu kommen. Meine Leser werden es ohne Zweifel schon längst gemerkt haben, daß ich ein grosser Egoist bin; wie hätte ich mich auch sonst wohl entschliessen können, mein eigner Biograf zu werden? Doch nein! ich bin es mir selbst schuldig, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; es ist nicht Egoismus, was hier zum Grunde liegt. Das Wahre an der Sache besteht eigentlich darin, daß ich, im Vertrauen gesagt, mehr auf die Freundschaft der Gemüther, als auf die des Bluts, mehr auf die wirkliche, als auf die angeborne halte. Auch glaube ich der Dankbarkeit den Tribut schuldig zu seyn, von denen am meisten und am liebsten zu reden, die mir das meiste Gute erzeigt haben. Ich werde also meine Verwand-

ten in der Folge nur da erwähnen, wo sie unmittelbar in meine Geschichte verflochten sind. Doch ehe ich dieselbe zu erzählen beginne, wird es vor allen Dingen nöthig seyn, mich auf den Schauplatz treten zu lassen.

Was doch ein eigner Biograf nicht alles vermag! sogar sich selbst in die Welt zu setzen; ein andrer soll ihm dies einmal nachthun; das Herausschaffen muß er freylich seinen Nachfolgern überlassen; diese Vollkommenheit besitzt er nicht, so lange er noch in einer Welt lebt, in deren nun schon Jahrtausende hindurch gestritten worden ist, und wohl noch eben so lange gestritten werden wird, ob sie nur den Anfangspunkt unsers Seyns, oder unser ganzes Seyn in sich schließt.

Zweytes Kapitel.

Meine Geburt und Erblindung, auch etwas über wahre und falsche Augenärzte.

Ich bin den 14. August 1769 *) zu Oranienburg an der Havel geboren, woselbst mein Vater als Stadt-Inspektor, oder Stadt-Controlleur, (wie diese Herren damals genannt wurden) angestellt war.

*) Es ist also ein wiewohl geringer Irrthum in dem bekannten und sehr schäzbaren Gerber'schen historisch-biografischen Lexikon der Tonkünstler, wenn darin das Jahr 1770 als das Geburtsjahr, und Stendal als der Geburtsort unsers Künstlers angegeben wird.

W.

Das erste merkwürdige Ereigniß, welches sich ungefähr sechs Wochen nach meiner Geburt mit mir zutrug, war meine Erblindung, womit es folgende Bewandniß hatte. Es zeigten sich nämlich — wie dies bey Kindern oft zu geschehen pflegt, und was auch, wie ich von berühmten Aerzten gehört habe, gar nichts auf sich hat — kleine Geschwürchen an den Thränen-Drüsen. Die Sorgfalt meiner Eltern rieth ihnen ihre Zuflucht zu einem Arzt zu nehmen; nur giengen sie (wie dies bey uns Menschenkindern nur zu oft der Fall ist) gerade vor lauter Vorsicht, nicht vorsichtig genug hiebey zu Werke, und so ließ sie mein Unglück einem Menschen in die Hände fallen, der von der Arzneykunde so wenig verstand, daß es für ihn und mich besser gewesen wäre, gar nichts

davon zu wissen; wie meinen Lesern, sie mögen sachkundig seyn oder nicht, sogleich einleuchten wird. Er verordnete nämlich, statt innerlicher Mittel, oder spanischer Fliegen, wodurch die Unreinigkeit von den Augen wäre abgeleitet worden, allerley Salben, welche auf dieselben gelegt werden mußten, und machte dadurch das Uebel immer ärger. Die unausbleibliche Folge hievon war, daß sich die Augen endlich ganz und gar verschloßen; und als ich sie des neunten Tages darauf zum ersten Male wieder öffnete, zeigte sich die schrecklichste Zerstörung derselben. Man kann sich die Wirkung, welche dieser Schlag auf meine Eltern machen mußte, leichter denken, als ich sie beschreiben könnte; sie liessen indessen nichts unversucht; es wurde sogleich eine Reise nach Berlin

mit mir unternommen, und die berühmtesten Aerzte zu Rathe gezogen. Allein ihr einstimmiges Urtheil fiel dahin aus, daß bereits mehr verdorben sey, als ohne ein übernatürliches Wunder der Allmacht wieder gut gemacht werden könne. Kurz, man überzeugte sich, daß alle weitere Hülfe vergebens war, worüber meine Eltern viele Jahre hindurch sich gar nicht zu trösten wußten; und ich weiß mich noch sehr gut zu besinnen, daß meine Mutter oft den Wunsch äusserte, Gott möchte ihr doch je eher je lieber das Kreutz von der Welt nehmen! Von der Zeit an, in welcher meine Brauchbarkeit allmählig sich zu entwickeln anfieng, hörte ich freylich diesen Wunsch nicht mehr. Ich habe aber in spätern Jahren öfters daran gedacht, und mich der merkwürdigen

Worte unsers großen Religionsstifters dabey erinnert: Ihr wisset nicht was ihr bittet.

Indeß half alles Jammern und Wehklagen zu nichts; mein Loos war geworfen, und man mußte sich darein ergeben. Dasjenige, worüber man sich freylich am wenigsten zufrieden stellen konnte, war, daß man es der Ungeschicklichkeit eines Pfuschers zuschreiben mußte, worüber ich selbst oft erbittert gewesen bin. In einer solchen Anwandlung machte ich, als ich mich im August 1798 zu Breslau aufhielt, ein Sinngedicht. Ich führe mit Fleiß die Zeit an, weil ich mir vorgenommen habe, alle Gedichte, die dieses Buch enthalten wird, nach chronologischer Ordnung einzurücken. Doch, da ich im dritten Theil meiner Geschichte, in welchem von diesem Zeit-

punkte die Rede seyn wird, dieses Gegenstandes nicht mehr zu erwähnen gedenke, so mag mit folgenden eine Ausnahme statt finden.

Ueber Augenärzte.

Viel wüßt' ich eben nicht zu nennen,
Die Blinde sehend machen können;
Doch Sehende, die hat schon mancher blind gemacht;
Auch mich hat so ein Schelm um das Gesicht gebracht *).

Sollten ja in diesem Epigramm wirkliche Augenärzte gemeynt seyn, so sind

*) Man wird mir ohne Widerrede eingestehen, daß der gute, sanfte Dülon, dem an Gleichmüthigkeit wenig Menschen zu vergleichen seyn dürften, keine mildere Rache an dem Pfuscher, der sich so grausam an ihm versündigt hatte, nehmen konnte, als durch diese Verse. W.

es in den ersten zwey Zeilen eben die wenigen, welche die Kunst wirklich verstehen, von der die Rede ist. Indessen halte man das Ganze gar nicht für eine Satyre auf alle; denn wie könnte ich thöricht genug seyn, einen der Menschheit so nützlichen Stand beleidigen zu wollen? Im Gegentheil ist mir ein Arzt, der sein Fach gründlich erlernt und gründlich darüber nachgedacht hat, der achtungswürdigste Mann, fast möchte ich sagen, der größte Wohlthäter der Menschheit. Nur jene herumziehende Quacksalber und Marktschreyer, jene verrufene Menschen, welche sich nicht schämen, unter dem Namen von Augenärzten, ob sie gleich nicht die mindeste oder nur höchstens oberflächliche Kenntniß von der Medizin besitzen, Städte und Länder zu durchziehen, und gar oft zu man-

cherley Alfanzereyen ihre Zuflucht neh- men, welche sie Wunder nennen, um dadurch die Aufmerksamkeit der leicht- gläubigen Menge auf sich zu ziehen. Diese Elenden, denen es wahrhaftig nicht zuzurechnen ist, wenn sich bisweilen der Zufall ins Mittel schlägt, und ihnen einen Menschen wiederherstellen hilft, dem, beym Lichte besehen, vor der Kur so wenig fehlte als nach derselben. Kurz, deren ganze Sache es bloß ist, die Menschen um Geld und Gesundheit zu betrügen, diese allein sind es, welche der Schelm in meinen Reimen trift. So schändlich und verabscheuungswerth es auch ist, den guten Leumund eines Menschen in Zweifel setzen zu wollen, wo es an hinlänglichen Beweisen vom Gegentheil fehlt, so halte ich es hingegen für die Pflicht jedes

redlich Gesinnten, Betrüger öffentlich zu entlarven, so bald ihre Betrügereyen unumstößlich erwiesen werden können; und wenn ich den, durch dessen Schuld ich den edelsten Sinn verlor, hier nicht mit Namen nenne, so geschieht es nicht etwa aus übel verstandner Schonung, sondern weil ich seinen Namen nie mit zuverläßiger Gewißheit habe erfahren können. Indessen glaube ich, daß er seine Pfuschereyen nicht Handwerks-mäßig, sondern nur nebenher trieb, und habe also noch den wahrscheinlichen Trost, daß er ausser mir sonst niemand blind gemacht hat.

Drittes Kapitel.

Ueber den Zustand der Blindheit überhaupt. Einige Bemerkungen für Blinde. Wunsch, das Gesicht wieder zu erhalten. Trostgründe gegen die Blindheit. Noch etwas über den Sinn des Gefühls, wesentlicher Unterschied zwischen einem guten Gedächtniß und einer schnellen Fassungskraft.

Was den Zustand der Blindheit überhaupt betrift, so ist mir jederzeit die zwar wohlgemeynte, aber doch sonderbare Tröstungsart so vieler Menschen höchst lächerlich vorgekommen: „Danken Sie Gott, daß Sie des Gesichts beraubt sind; Ihnen entgeht dadurch alle das Böse, was uns täglich vor Augen

schwebt.“ Gerade als ob das Böse sich uns nicht auch durch die übrigen Sinne mittheilte! Als ob wir Blinde die Schmerzen einer Krankheit, eines Falls, oder einer tüchtigen Tracht Schläge nicht eben so gut zu fühlen, den höchst widrigen Gestank einer ausgeblasenen Thranlampe nicht eben so gut zu riechen, die Unannehmlichkeit und Bitterkeit der Arzneyen nicht eben so gut zu schmecken, und das Grausen erregende Geheul der Hunde oder Gemaue eines Katzenpaares nicht eben so zu hören vermöchten, als die Sehenden! Als ob neben dem vielen Bösen nicht unendlich mehr Gutes, neben dem vielen Unangenehmen nicht unendlich mehr Angenehmes, neben dem vielen Schädlichen nicht unendlich mehr Nützliches unsern Augen verborgen bliebe! Und liegt denn etwa in der Betrachtung,

daß wir das Böse nicht sehen, so gar viel Tröstliches? Mir wenigstens scheint sie vielmehr sehr niederschlagend und herzzermalmend zu seyn. Denn wenn wir das Böse nicht zu sehen im Stande sind, so sind wir auch nicht fähig es zu verhindern. Wie oft lehrt uns nicht die Erfahrung, daß wir bey Gefahren unsers Nebenmenschen, denen abzuhelfen jeden andern ein Kinderspiel wäre, uns bloß leidend verhalten müssen, und nichts weiter thun können, als ihn, und mehr noch uns selbst, zu bedauern, daß wir ihn nur bedauern können. Kurz, der Zustand eines Blinden, wenn er auch nicht der unglücklichste auf Erden ist, hat wahrlich nichts Beneidenswerthes; und es bleibt immer gewiß, daß ein Blinder nur zu leicht und oft in Lagen kommen kann, wo es ihm

gewiß Niemand verdenken wird, wenn er keinen für unglücklicher hält, als sich selbst. Dies ist hauptsächlich der Fall, wenn er der Gefahr ausgesetzt wird, allein zu seyn.

Der blinde Sachs in Gera giebt uns in seiner Lebensbeschreibung eine Schilderung dieser Art, welche das Mitgefühl eines jeden, der auf den Namen eines Menschen Anspruch macht, erregen muß. Aus der sehr beträchtlichen Anzahl Pränumeranten schliesse ich, daß die Geschichte dieses biedern Mannes dem größten Theil meiner Leser bekannt ist; indessen rathe ich jedem Blinden, der sie etwa noch nicht kennen sollte, und den seine Erziehung fähig macht, Sachen dieser Art gehörig zu würdigen, sich dieselbe, wenn er anders kann, je eher je lieber anzuschaffen und fleissig

vorlesen zu lassen, weil er daraus für sein praktisches Leben mehr Nutzen schöpfen kann, als aus allen mir bekannten Schriften der Filosofen und Moralisten. Ich wag' es, den reichhaltigen Bemerkungen dieses vortreflichen Mannes noch einige hinzuzufügen. Ein Blinder nehme sich sorgfältig in Acht, laut mit sich selbst zu sprechen, bevor er nicht gewiß weiß, daß Niemand in in der Nähe ist; eine Gewohnheit, welcher nicht nur Blinde, sondern auch viele Sehende unterworfen sind, von der ich selbst nicht frey bin, und welche, wie mich dünkt, in der Natur einigen Grund hat, indem es ausgemacht ist, daß ein kummer- oder freuden-schweres Herz (denn auch die Freude drückt uns bisweilen danieder) durch lautes Sprechen

eher erleichtert wird, als durch stummes Hinbrüten. Fehlt es uns nun in solchen Augenblicken an einem Freund, gegen den wir es ausschütten können, so kehren wir das laute Gespräch gegen unser eignes Ich, und betrachten uns gleichsam selbst für einen solchen. Indessen kann die Sache leicht üble Folgen nach sich ziehen; und gesetzt auch, man habe die gleichgültigsten Dinge gesagt, so setzt es einen doch immer in Verlegenheit, wenn man inne wird, daß man behorcht worden sey. Ferner, hat ein Blinder einem oder mehrern Bekannten etwas zu sagen, was sonst Niemand hören soll, so erkundige er sich zuvor sorgfältig, ob noch Jemand vorhanden sey. Wenigstens mich hat die Vernachlässigung dieser Vorsicht schon in mancherley Schrecken und Verlegenheit gebracht.

Ein Blinder äussere endlich seine Meynung über gewisse Stände oder Personen nie frey gegen Jemand, mit dessen Stand, Namen und nächsten Verwandten er noch nicht bekannt ist. Folgendes Beyspiel wird die Nothwendigkeit dieser Warnung deutlich machen. Ich fragte einsmals einen Musikus, ob der Musik-Direktor zu St** noch am Leben sey? Nein, hieß es, der ist schon längst todt; an übertriebener Nüchternheit aber ist er nicht gestorben. So scheint es, erwiederte ich, daß diese Stadt das Unglück treffen muß, immer dergleichen Leute zu bekommen; denn sein Vorgänger war ein gewisser L**, und auch dieser hatte sich zu Tode gesoffen. — Man verzeihe mir diesen platten Ausdruck, welchen ich hier mit Fleiß gebrauche, um mich meiner mündlichen Worte zu bedienen,

und dadurch die Sache recht anschaulich zu machen; denn wer war nun wohl dieser L**? Er war der Vater desjenigen, zu dem ich dies mit treuherziger Einfalt sagte.

Um nun auch auf das zu kommen, was ich über den Zustand der Blindheit, in so fern er mich insbesondre betrift, denke und empfinde, so müßte ich ein Heuchler seyn, wenn ich läugnen wollte, daß sehr oft der Wunsch in mir rege wird, das Licht der Augen wieder zu erhalten, um den großen Werkmeister in aller seiner Erhabenheit, in der Pracht und Herrlichkeit der mannigfaltig schönen Natur, in der Unermeßlichkeit des sternenvollen Raums zu schauen, und dadurch zu Staunen und Anbetung hingerissen zu werden; allein dieser Wunsch ist nur immer momentan, und artet nie

in gänzlichen Mißmuth aus. Denn obschon meine Filosofie mich lehrt, daß das Wesen aller Wesen viel zu groß ist, um zu so armseligen, der Allmacht schnurstraks zuwiderlaufenden Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen zu müssen, als dieses wäre, einen armen Sterblichen des edelsten Sinnes zu berauben, damit er größern Unglücksfällen unausgesetzt bleibe, denen er sonst schlechterdings nicht hätte entgehen können; obschon sie mich völlig überzeugt, daß ich mein Unglück keinem der menschlichen Freyheit Hohn sprechenden, von Ewigkeit her vorbestimmten Rathschluß, keinem ausdrücklichen Willen des Himmels, sondern einzig und allein der Ungeschicklichkeit eines Menschen zuzurechnen habe: so giebt sie mir dennoch mancherley Trostgründe an die Hand,

bey welchen ich mich hinlänglich beruhigt fühle. Sie sagt mir z. B., daß es höchst vermessen und tadelswerth sey, sich bey Dingen, die auf keine Weise zu ändern sind, einem thörichten Gram zu überlassen, und daß es hingegen edel und rühmlich sey, ihnen männliche Standhaftigkeit entgegen zu setzen; sie giebt mir ferner die sicherste Hoffnung, daß die Freude beym Erwachen in jenem Leben für mich weit größer seyn wird, als für jeden Sehenden; denn dieser ist schon hier mit dem Lichte zu sehr vertraut worden, als daß es ihm dort neue Reitze gewähren sollte; weswegen ich denn auch herzlich froh bin, mein Gesicht zu früh verloren zu haben, um mich dessen noch erinnern zu können. Ein Glück, dessen Genuß man nicht kennt, entbehrt man leichter, als ein

solches, dessen Empfindung man sich bewußt ist.

So sehr ich indessen auch die Wiedererhaltung des Lichts bisweilen wünsche, so möchte ich es dennoch nicht mehr wagen, mich einer Kur zu unterziehn; es müßte denn seyn, daß der Unternehmer derselben ein Mann von anerkannter Fähigkeit und bewährter Rechtschaffenheit wäre, und mir überdies sein Ehrenwort gäbe, mich gewiß wiederherzustellen. Alsdenn würde es freylich die Pflicht von mir heischen; ausserdem aber keineswegs. Denn wie groß würde nicht erst dann mein Unglück seyn, wenn ich den wenigen mir noch übrig gebliebenen Lichtschimmer gänzlich verlieren und ihn wohl gar gegen die ärgsten Schmerzen vertauschen müßte, von denen ich, dem

Himmel sey Dank! noch nie das Geringste empfunden habe.

Doch, wie gesagt, auch dies gewährt mir Trost, daß meine Blindheit mich nicht zu steter und gänzlicher Finsterniß verdammt. Ich kann Tag und Nacht von einander unterscheiden; ich sehe den hellen Glanz der Sonne, den blassen Schein des Mondes, den mich erfreuenden Widerschein des Blitzes, die blendende Weisse des Schnees, das Grün der Felder, wenn es von der Sonne beschienen wird, den Flimmer der Stubenlichte, das sanfte Feuer einer Rose, wenn ich mir sie dicht vor die Augen halte, und ich irre mich selten, wenn ich äussere, daß mir der Himmel klar oder trübe vorkömmt. Hierdurch erhalte ich also einen schwachen Begriff von den Hauptfarben.

Was noch endlich zu meiner Beruhigung mitwirkt, ist der Glaube, daß die Natur, um den Mangel des Gesichts einigermaßen zu ersetzen, mehr Kraft in die übrigen Sinne legt, und daß es nur an uns liegt, sie zu kultiviren oder zu vernachlässigen. Was den Sinn des Gefühls oder der Betastung anbelangt, so habe ich meines Theils keine sonderliche Rücksicht darauf genommen. Indessen kenne ich einen Blinden, der sein Gefühl zu einer so großen Vervollkommnung erhöht hat, daß er fähig ist, Früchte und Baumblätter aller Art, wie auch mancherley kleine Thiere, mit der bloßen Hand aus Wachs zu verfertigen, wozu er überdies nur sehr wenig Zeit braucht; denn er machte in unserm Beyseyn innerhalb fünf Minuten einen Käfer von so täuschender Aehnlichkeit, daß

selbst meine sehenden Begleiter darüber erstaunten. Dieser Blinde ist der durch seine Geschichte von Preussen und mehreren andern Schriften hinlänglich bekannte und berühmte Batzko in Königsberg. Ich habe sogar oft erzählen hören, daß es Blinde gegeben hätte, die fähig gewesen wären, Farben durch's Gefühl zu unterscheiden; indessen habe ich die Sache stets bezweifelt; und da mich noch neuerlich eben dieser Batzko in meinem Zweifel bestärkt hat, so bin ich sehr gesonnen, die Sache so lange für ein bloßes Hirngespinst zu erklären, bis mich unwiderlegliche Beweise vom Gegentheil überführen.

Ein gutes Gedächtniß scheint indessen dasjenige zu seyn, womit die Natur uns Blinde am reichlichsten ausgestattet hat; das meinige ist treuer und

fester, als ich es noch irgend bey einem andern angetroffen habe. Ich mache mich anheischig, mit jedem eine Wette einzugehen, daß ich im Stande bin, innerhalb vier Stunden ein mir noch völlig unbekanntes Concert, wenn ich nur einigermaßen den Geschmack des Verfassers kenne, auswendig zu lernen. Ein Hofmeisterisches lerne ich allemal in drey, ein Quantzisches aber in einer einzigen Stunde; doch vergesse ich gemeiniglich dasjenige, was ich zum erstenmale erlernt habe, größtentheils wieder; wird es mir aber noch einmal ins Gedächtniß zurückgerufen, so bleibt es auf immer darin verschlossen, und es ist mir selten geglückt, Sachen wieder zu vergessen, die ich ausdrücklich nicht habe behalten mögen.

Es sey mir vergönnt, noch eine Be-

merkung zu machen, welche mir wenig-stens noch in keinem Buche vorgekom-men ist. Sie besteht nämlich darin: daß ein gutes Gedächtniß und eine schnelle Fassungskraft zwey ganz verschie-dene Dinge sind. Ich kenne Menschen, welche weit schneller etwas begriffen, als ich; allein frage ich sie vier Wochen später wieder darnach, so zeigt es sich, daß sie gar nicht einmal im Stande sind sich darauf zu besinnen, da ich hingegen es noch nach Jahren aus-wendig weiß. Eine schnelle Fassungs-kraft und ein gutes Gedächtniß lassen sich, wie mich dünkt, sehr leicht perso-nifiziren. Jene ist ein Mann, dessen glänzende Aussenseite uns Anfangs sehr für ihn einnimmt; glückt es uns aber, sein Inneres zu durchschauen, so sind wir gezwungen, die vortheilhafte Mey-

nung, die wir zuvor von ihm hegten, zu ändern, und ihm den Rücken zuzukehren. Dieses hingegen ist ein Mann, dessen Aeusseres uns anfänglich zurückstößt; je länger wir aber mit ihm umgehen, desto mehr fühlen wir uns berufen, ihn seines innern Werthes wegen zu schätzen und zu lieben, und nicht selten für unsern wärmsten und unzertrennlichsten Freund anzuerkennen.

Hiermit glaube ich, dem geneigten Leser meine Gesinnungen über diese Punkte hinlänglich entwickelt zu haben. Es ist daher Zeit, dieses ohnehin schon mehr als zu lange Kapitel zu schliessen, und den Faden meiner Geschichte wieder anzuknüpfen. Sollte der Leser Langeweile hiebey empfunden haben, so würde es mir sehr leid thun, weil der bewußte Faden noch manchen Riß bekommen

wird, wovon ich jedoch schon in der Vorrede einen Wink gegeben zu haben glaube.

Viertes Kapitel.

Meine Kinderjahre.

Ich weiß die Zeit nicht genau zu bestimmen, in der es sich zutrug, daß mein Vater in seinem Posten nach Havelberg versetzt ward; indessen muß ich wenigstens mein viertes Jahr zur Hälfte zurückgelegt haben, da ich mich von Oranienburg noch so mancherley zu erinnern weiß, wovon ich jedoch weiter nichts mittheilen will, als daß ich bereits Spuren von meinem Gedächtniß, wie auch von meiner Lust und Anlage zur Musik zu erkennen gab. Ich wußte näm-

lich schon verschiedene Fabeln von Gellert kindlich herzulallen, welches um so mehr Sache des bloßen Gedächtnisses war, da ich den Sinn derselben nicht verstand. Doch bey dem kindischen Herlallen fällt mir so eben etwas ein, das ich nicht umhin kann hier zu bemerken. Es ist bekannt, daß Kinder immer irgend einen Consonanten mühsamer und später aussprechen lernen, als die übrigen. Bey mir war dies das L, in Rücksicht dessen ich mich meines Unvermögens noch sehr gut zu erinnern weiß. Dies schien mir hauptsächlich deswegen merkwürdig, weil mir gerade dieser Consonant in meiner Kunst die wesentlichsten Dienste geleistet hat; denn das Wörtchen Diddl ist die sogenannte Doppelzunge, welche alle nach Quantzischer Anweisung unterrichtete Flöten-

spieler, zu denen auch ich gehöre, für unumgänglich nöthig halten. Auch zeigte sich bald meine Lust zur Musik. Denn wenn sich von aussen her ein Ton hören ließ, so mußte man mich sogleich ans Fenster bringen und es öffnen, und nun hörte ich mit gleicher Aufmerksamkeit dem Gesang der Nachtigall wie dem Krähen des Hahns, einem musikalischen Instrument wie dem Horn des Hirten oder Nachtwächters zu.

Ich muß jedoch eine alte Wärterin nicht vergessen, die sich um uns Kinder, in Hinsicht auf körperliche Wartung und Pflege, besonders verdient gemacht, manche Plage von uns erduldet, und manche schlaflose Nächte unsertwegen zugebracht hat. Sie hielt redlich bis an ihr Ende bey uns aus, welches den 24. November 1780 erfolgte. Ich erwähne

ihrer theils aus Dankbarkeit, theils aber auch um dadurch meine Anlage zur Musik zu erkennen zu geben. Meine besagte Wärterin war nämlich von der guten Mutter Natur mit einer nicht übeln Stimme zu singen begabt, und wußte, da sie dem siebenjährigen Krieg als Marketenderin mit beygewohnt hatte, viele Soldatenlieder auswendig, welche sie mir öfters vorsang. Ihr eigentlicher Name war Mövius, von uns Kindern aber wurde sie Memme genannt. So oft ich nun des Nachts vom Schlaf erwachte, rief ich ihr zu: Memme singen! wozu das gute alte Weib sich dann immer willig finden ließ. Auch lernte ich bald ihre Lieder instinktmäßig nachsingen. So viel von Oranienburg.

Als ich mich einige Zeit in Havelberg aufgehalten hatte, fiengen meine Begriffe

an sich allmählig zu erweitern; ich nahm bereits an kindischen Spielen Theil, und wenn man glaubte, daß ich mich von meiner Blindheit hätte zwingen lassen, beständig still zu sitzen, oder wenigstens zum Gehen immer eines Führers zu bedürfen, so irrte man sehr. Mein kindischer Instinkt, wenn ich es so nennen darf, war mir Gesicht; und so oft ich meine Wohnung mit einer andern vertauschte, ließ ich es mir vor allen Dingen angelegen seyn, mich in derselben allerwärts herumfinden zu lernen. Dies wurde mir bald mechanisch, und nicht selten überschritt ich sogar ihre Grenzen, und kroch in den benachbarten Häusern herum, so bald sich nur von daher Musik hören ließ. Bey alle dem habe ich mir nie den geringsten Schaden zugefügt; nur einen einzigen gefährlichen Fall von

der Treppe ausgenommen, woran noch überdies ein meinen damaligen Kräften nicht angemessenes Spielwerk Schuld war, nämlich ein großer zinnerner Teller, welcher, da ich ihn im Heruntergehen nicht wollte gutwillig aus der Hand fallen lassen, mich mit sich herabzog.

Das, womit ich mich des Abends am liebsten zu beschäftigen pflegte, bestand darin, Stroh, Papier, oder andre dergleichen Sachen, sogar bisweilen Brodrinde am Lichte anzubrennen, um meine Augen an dem Schimmer, den es verursachte, zu weiden, und es so lange als möglich in der Hand zu halten, und alsdann auf die Erde zu werfen. Hiebey gieng ich jedoch so behutsam zu Werke, daß ich dadurch weiter kein Unheil anstiftete, als mir dann und wann die Finger ein wenig zu verbrennen.

Meine Eltern versagten mir also, wie billig, diese unschuldige Freude nie; doch ließ ich es hiebey nicht immer bewenden, sondern verübte mit unter auch mancherley muthwillige Knabenstreiche, welche zwar immer in den Schranken des leichtfertigen blieben — wenigstens weiß ich mich keines einzigen zu erinnern, welcher auf überdachte Bosheit hätte schliessen lassen — allein sie fallen, mit Ausnahme eines einzigen, welchen ich sogleich erzählen werde, zu sehr ins Kleinliche und Unanständige, um sie meinen Lesern mittheilen zu können; die Hochachtung, welche ich ihnen schuldig bin, verbietet mir die Grenzen der Wohlanständigkeit zu übertreten. Freylich giebt es heut zu Tage Autoren von Profession in Menge, welche sich diesen Fehler häufig zu Schulden kommen lassen; dafür sind

sie aber auch Autoren, und was einem solchen geziemt, darf sich kein Laye unterfangen. — Ob es denn wohl wirklich einem Gelehrten geziemen mag, das Anständige aus den Augen zu setzen? Ich für mein Theil befinde mich besser dabey, ein bloßer Laye, als, für den größten Autorruhm, der Verfasser eines jener verrufenen Bücher zu seyn, von denen der für die deutsche Litteratur nur allzu früh verstorbene Lichtenberg in seinen hinterlassenen Schriften so wahr als witzig sagt: daß man statt eines Gedankens ein Wort, statt eines Worts einen Gedankenstrich, und statt eines Gedankenstrichs eine Zote in ihnen findet. Doch zu meiner versprochenen Erzählung. Ich fand nämlich oft ein sonderbares Vergnügen darin, das Licht auszublasen. Ward nun Jemand heraus-

geschickt, um es wieder anzuzünden, so faßte ich sogleich Posto im Innern der Stubenthür, um dem Hereinkommenden ein schnelles Da Capo entgegen zu blasen. Gelang mir dies, so hatte ich allemal einen wahrhaft königlichen oder kindischen Spaß daran. In Gegenwart meines Vaters durfte ich dies zwar niemals wagen; auch von der Mutter zog es mir bisweilen eine Maulschelle zu. Dies kümmerte mich aber wenig; denn diese wußte, im Vorbeygehen gesagt, ihre mütterliche Autorität gegen uns Kinder ganz und gar nicht zu behaupten, weil sie selten unsre Unarten selbst bestrafte. Wartet nur, hieß es immer, laßt nur den Vater, oder (wie es damals unter Leuten vom mittlern Stande üblich war) den Papa nach Hause kommen, der soll euch schon euren verdienten

Lohn geben. Hierdurch verlor sie bey uns nicht nur ihr gänzliches Ansehen, sondern es kam endlich sogar dahin, daß wir, wenn sie etwas nicht nach unserm Sinne machte, die Sache umkehrten, und nun gleichfalls mit dem Papa droh⸗ten. Wenn uns in ihrer Gegenwart die Lust ankam, zu lermen und zu toben, daß sich das Unterste zu oberst hätte keh⸗ren mögen, so mochte sie schelten, so viel sie wollte, es half alles nichts; gab hingegen der Vater seine Nähe durch einen Pfiff zu erkennen, im Augenblick hätte man meynen sollen, aus einem Schlachtgetümmel in ein Karthäuserklo⸗ster versetzt zu seyn, und am Tanze zweyer Mücken hätte man deutlich hören kön⸗nen, ob es ein Menuet oder Walzer gewesen wäre.

Von Spielsachen hielt ich immer viel; am meisten aber von denen, welche Töne oder wenigstens einen Klang hervorbrachten. Eine Weihnachts-Violine, eine Kinder-Trommel, desgleichen Trompete oder Waldhorn, ein Kukuk, eine Leier, eine Knallbüchse, ein Pfeifchen, ein Paar kleine Glöckchen, welche ich an einen Stuhl hieng, und mich auf selbigem schauckelte, um das Geläute der Schlitten nachzumachen, zinnerne Teller, metallene Dosendeckel, Glasscherben und dergleichen, welche ich unter einander auf den Tisch warf, und dadurch Töne hervorbrachte, worin bisweilen wirklich eine Art von Ordnung herrschte; diese und mehrere Sachen der Art waren mir die liebsten Geschenke. So verstrichen mir allgemach die Jahre der zarten Kindheit, und so rückte endlich der Zeitpunkt

heran, da mein Vater abermals anders wohin versetzt wurde.

Es war am 18. Oktober 1777, als wir früh Morgens Havelberg verliessen, und am Abend hier in Stendal, unserm neuen Bestimmungsort, ankamen. Hier setzte ich nun meine Spielereyen, bis zur Zeit, da ich die Flöte zu erlernen anfieng, fort. Kurz zuvor aber hatte ich es bereits dahin gebracht, daß ich die beyden Allegros eines Quantzischen Concerts, welches ich meinen Vater oft hatte spielen hören, auswendig wußte, und sie entweder sang, oder auf einem in Papier geschlagenen Kamme blies, welches einen zwar schneidenden, aber doch nicht ganz unangenehmen Ton hervorbrachte.

Fünftes Kapitel.

Meine Unterweisung in der französischen Sprache. Ein gerechter Vorwurf. Ein freyes Bekenntniß.

Meinen ersten Unterricht in der französischen Sprache empfieng ich schon zu Havelberg von meiner Mutter aus Peuplier's Grammaire; einen eigentlichen Lehrmeister aber erhielt ich erst im Februar 1778. Er hieß Rousseau. Ob er ein Verwandter des großen Gelehrten und eben so großen Sonderlings dieses Namens war, weiß ich nicht; genug, seine Lehrart war unverbesserlich. Doch genoß ich derselben nur kurze Zeit; denn als bald darauf der bekannte bayersche Erbfolge-Krieg ausbrach, mußte er mit zu Felde, weil er, wie alle meine fran-

zösischen Sprachlehrer, gemeiner Soldat war.

Als ein Jahr später das Regiment wieder zurück kam, wurde er beym zweyten Bataillon nach Gardelegen verlegt, und hierdurch bekam mein Unterricht eine Lücke, welche erst am 4. Januar 1780 durch einen zweyten Lehrer ausgefüllt wurde, der sich Pellissier nannte, und ein geborner Italiener war. Sein Unterricht war gleichfalls sehr gut, und ich erhielt denselben ununterbrochen bis den 12. September 1781. Tags darauf machte ich in Begleitung meines Vaters eine Reise nach Potsdam und Berlin, von da wir innerhalb sechs Wochen wiederkehrten. Mein Lehrer aber unternahm gleichfalls eine Reise nach Italien, von der er nie wiederkehrte. Den dritten Lehrer, Namens Stein, hatte ich ungefähr

vom November 1781 bis im May 1783, zu welcher Zeit ihn mein Vater, ich weiß nicht mehr warum, abdankte, und endlich einen vierten, Lecomte genannt, annahm, welchen ich ungefähr noch sechs Wochen, nämlich bis zu meiner gänzlichen Entfernung von Stendal behielt. Ich habe also, obenhin gerechnet, vier volle Jahre Unterricht in der französischen Sprache genossen; allein ich muß hier öffentlich zu meiner größten Schande bekennen, daß ich es dem ungeachtet nicht zur Vollkommenheit in derselben gebracht habe; die Schuld lag weder an meinen Lehrern, noch an meinem Gedächtniß, sondern lediglich an einem hohen Grade von Leichtsinn, an einem kindischen Unvermögen, die Nothwendigkeit ihrer Erlernung einzusehen, und an einer Art von Abneigung gegen diese

eben so schöne als nützliche Sprache, deren ich, aufrichtig gestanden, noch jetzt mich nicht ganz erwehren kann. Höre ich sie von gesetzten Männern oder Frauenzimmern reden, so müßte ich alles Zartgefühl verloren haben, um nicht von ihrer unvergleichlichen Sanftheit bis zum Entzücken hingerissen zu werden; höre ich sie aber von Stutzern oder Gecken, oder empfindelnden Dämchen, die es für eine Schande halten gesund zu seyn, und mit nichts als Vapeurs und Ohnmachten zu thun haben, so scheint mir ein gewisses Etwas in derselben zu liegen, dem ich keinen recht passenden Ausdruck zu geben im Stande bin; mit einem Wort, ein so affektirtes Wesen, womit sich mein Ohr schlechterdings nicht vertragen kann. Auch will es mir nicht recht zu Sinne, daß in

einer Sprache anders gesprochen und anders gesungen wird, welches doch in der französischen wirklich der Fall ist, da die stummen e im Reden verschluckt, im Singen aber vornehmlich gehört werden.

Man glaube ja nicht, daß diese Erklärung dazu dienen soll, meine unverzeihliche Nachläßigkeit zu rechtfertigen, oder auch nur zu entschuldigen; behüte der Himmel! Sie soll bloß ein freyes Bekenntniß dessen seyn, was ich empfinde; und da meine Abneigung, welche noch überdies sehr beschränkt ist, zu denjenigen Dingen gehört, von welchen wir Menschen uns den eigentlichen Grund nicht zu erklären wissen, und die wir uns weder zu geben noch zu nehmen vermögen, so kann diese Aeusserung hoffentlich weder von einem Nationalfranzosen,

noch sonst von einem warmen Liebhaber dieser Sprache für eine Beleidigung aufgenommen werden.

Sechstes Kapitel.

Veranlassung meines ersten Unterrichts auf der Flöte, nebst einer kurzen Darstellung desselben.

Es war am 16. Merz 1778 (also gegen Ende meines achten Jahrs) als der schon längst in mir rege gewordene und oftmals geäusserte Wunsch, mit Erlernung der Flöte einen Anfang zu machen, realisirt wurde. Die Veranlassung hierzu war folgende: Es kam eine Gesellschaft sogenannter Prager-Musikanten, welche aber eigentlich in Lübeck ihren Wohnsitz hatten, hier an. — Unter

ihnen befand sich ein blinder Flötenspieler, Namens Joseph Winter. Als ich ihn hörte, glaubte ich Töne eines Engels zu vernehmen; auch zeichnete sich in der That sein Ton sehr vortheilhaft vor vielen andern aus, indem er eine starke und männliche Tiefe mit einer angenehmen und reinen Höhe verband. Hierzu kam noch ein hoher Grad von Fertigkeit; an einem guten Vortrag aber mangelte es ihm gänzlich, welches auch nicht anders zu erwarten war, da sein Spielen sich hauptsächlich auf Speise- und Tanz-Säle beschränkte. Ich würde mich nicht unterfangen haben, mit solcher Kühnheit hierüber zu urtheilen, wenn ich nicht beynahe sechs Jahr später zu Lübeck und Eutin Gelegenheit gehabt hätte, ihn öfter zu hören. Genug, der Tag, an welchem es hier zum ersten

Male geschah, war auch der Tag meines Anfangs. Mein Vater unternahm es, mir selbst den ersten Unterricht zu geben; allein es zeigte sich gar bald, daß meine Finger noch nicht die gehörige Länge hatten, um die Löcher der Flöte zu bedecken, und mein Vater hielt es nicht für rathsam, mir eine Terz- oder Oktavflöte in die Hand zu geben, weil er nicht ohne Grund befürchtete, meinen Ansatz für die gewöhnliche Flöte gleich Anfangs dadurch zu verderben. Ich mußte mich also einstweilen mit dem bloßen Kopfstücke begnügen, um für's erste wenigstens einen Ton herausbringen zu lernen. Länger als drey Tage aber war es mir nicht möglich dabey zu verharren. Ich ergriff also nach Umlauf derselben die ganze Flöte wieder, und zwang meine Finger, als ein ächter

Despot, zu einer gänzlich sclavischen Unterwerfung, und dies von Rechtswegen; denn sie waren ja vom großen Urheber der Natur mir untergeordnet, und also ausdrücklich meinetwegen, nicht aber ich ihrentwegen da. Nunmehro konnte mein Vater mir die ersten Anfangsgründe beybringen, und so lernte ich nach und nach das Greifen und die Benennung der Töne nach ihrer gehörigen Stufenfolge, den Ansatz, die verschiedenen Arten der Zunge nebst dem richtigen Gebrauch derselben, die Triller, das Notensystem, die verschiedenen Schlüssel, die Tonarten samt ihren Vorzeichnungen, die nöthigsten musikalischen Kunstausdrücke und den Takt; zu welchem letztern ich jedoch über ein Jahr Zeit brauchte, ehe ich ihn ganz inne hatte. Denn sogar zur Zeit, als ich

meine ersten musikalischen Machwerke meinem Vater in die Feder diktirte, konnte ich weder den Werth der Noten noch die Beendigung der Takte bestimmen. Er mußte sich also bloß nach meinem Vorblasen richten; allein auch dies war nicht immer hinlänglich: denn ich brachte natürlicher Weise manches zum Vorschein, das gar keine richtige Takt-Eintheilung in der Art, wie ich es vortrug, zuließ, und wobey es meinem Vater viel Kopfbrechens kostete, sie hinein zu bringen.

Am 28. April lernte ich das erste Stückchen. Es war die uralte Arie, welche wohl den wenigsten meiner Leser noch bekannt oder erinnerlich seyn wird: Ich armer Mann, was fang' ich an? Am folgenden Tage konnte ich sie bereits mit Prima und Secunde spielen,

und that mir nicht wenig darauf zu gute. Nun versteht es sich von selbst, daß mein Vater Anfangs leichte, nach und nach schwerere Duetten, und endlich Concerte und Solo's mit mir vornahm. Er unterließ ferner nicht, mir fleissig Quantzens Anweisung vorzulesen, wobey er mich hauptsächlich auf dasjenige aufmerksam machte, wogegen ich am meisten und am oftesten zu sündigen schien. Das erste that in seiner Abwesenheit meine Mutter; das letzte aber vermochte sie aus gänzlichem Mangel an musikalischer Kenntniß nicht. Auch trieb ich die ersten drey Jahre hindurch fast nichts als Quantzische und Telemannische Sachen. Jenen verdanke ich größtentheils meine Fertigkeit; diesen aber gänzlich meine Sicherheit im Takt; denn sie sind durchaus theils kanonisch, theils fugen-

artig gearbeitet; auch enthalten sie, neben unsern gewöhnlichen Taktarten, noch verschiedene, die uns beynahe ganz fremd geworden sind, wohin hauptsächlich der Dreyzweytel-Takt gehört. Ich habe dies mit Fleiß bemerken wollen, um diejenigen, denen es im Ernst um gründliche Erlernung der Musik zu thun ist, aufmerksam zu machen und ihnen anzurathen, dergleichen Compositionen, wofern sie ihrer noch habhaft werden können, fleissig zu studiren, und sich doch ja nicht von dem jetzt überall herrschenden und übel verstandenen Gemeinspruch abschrecken zu lassen, daß sie bereits zu alt seyen. Für die Zuhörer sind sie dies allerdings; für den Künstler selbst aber giebt es weder alte noch neue, sondern nur gute und schlechte, nützliche und schädliche Musik; und wie groß der

wesentliche Nutzen ist, den ein ächter Musikus aus Telemanns, Johann Sebastian Bachs und Carl Philipp Emanuel Bachs, Kirnbergers und Quantzens Werken, sowohl in praktischer als theoretischer Hinsicht, schöpfen kann, hat mich die Erfahrung gelehrt.

Ich kehre nach dieser kleinen Abschweifung wieder zu meiner Geschichte zurück, und bekenne zur Steuer der Wahrheit, daß ich in demjenigen, was meine musikalische Ausbildung betrift, meinem Vater viel, sehr viel zu danken habe. Er unterrichtete mich mit unermüdetem Fleisse in allen vorangeführten Dingen, und in den übrigen war er bemüht, mir Lehrer zu verschaffen, welche meinen Lesern zur gehörigen Zeit nahmhaft gemacht werden sollen.

Siebentes Kapitel.

Reise nach der Schweiz; Rückkehr; fehlgeschlagne Kur eines wirklichen Augenarztes; unterbliebene zweyer sogenannten.

Im Sommer des nämlichen Jahres unternahm mein Vater in Familiengeschäften eine Reise nach der Schweiz, und entschloß sich, aus der sehr gegründeten Besorgniß, daß ich während seiner Abwesenheit das bereits Erlernte wieder gänzlich verlernen möchte, mich mitzunehmen. Ich bin keineswegs gesonnen, ein vollständiges Tagebuch dieser Reise zu liefern, da dies zu nichts dienen würde, als meinen Lesern Langeweile zu verursachen. Ich werde also nur dasjenige ausheben, was mir einigermaßen

bemerkenswerth scheint, und keine weitere Data anführen, als daß wir den 28. Juni unsre Heimath verliessen, und am 26. August glücklich wieder in derselben anlangten.

Da es mein Vater immer noch für Pflicht hielt, meiner Augen wegen nichts unversucht zu lassen, so zeigte er mich zu Göttingen, welches wir auf unsrer Reise passirten, dem berühmten Herrn Hofrath Richter, dessen Ruf als Augenarzt zu allgemein bekannt ist, um mehr hierüber zu sagen. Er betrachtete mich erst ein Weilchen, und wandte sich sodann mit folgenden Worten zu meinem Vater: „Für Ihren Sohn, mein bester Herr Dülon, ist wenig, fast möchte ich sagen, gar keine Hoffnung mehr vorhanden, ihm je das Gesicht wieder zu geben; und Sie können sich kühn darauf

verlassen, daß derjenige, welcher Ihnen sichere Hülfe verspricht, ein bloßer Charlatan ist, und keine andere Absicht hat, als Sie um Ihr Geld zu betrügen. Ich will indessen einen Versuch machen, von welchem wir erwarten müssen, ob er hilft oder nicht; schaden wird er aber auf keinen Fall, dafür stehe ich Ihnen."

Er verordnete hierauf einen Balsam, von welchem mir früh beym Aufstehen und Abends beym Schlafengehen etwas in die Augen gestrichen werden sollte; ferner ein innerliches Mittel, das aus Tropfen und Pillen bestand, womit ich den ganzen Tag hindurch alle zwey Stunden abwechseln mußte.

Ich brauchte, um kurz von der Sache zu reden, das Jahr darauf diese Kur, und setzte sie vom 27. Juli bis zum 4. November ununterbrochen fort. Allein

was half's? mein Zustand blieb nach wie vor derselbe, und seit der Zeit habe ich mich nie wieder einer Augenkur unterzogen. Ich bin bey dieser Erzählung mit Fleiß ein wenig umständlich gewesen, weil sie mir Gelegenheit verschaffen sollte, den Lesern überhaupt anzuzeigen, wie sehr ich fast von meiner Geburt an bis in mein elftes Jahr, theils meiner Augen, theils häufiger Fieber und andrer Anfälle wegen, welchen ich in meiner Kindheit fast immer ausgesetzt war, mit Arzneyen geplagt worden bin; und damit ich ferner nicht nöthig habe, die Geduld meiner Leser durch Geschwätze dieser Art zu ermüden, so will ich nur noch in aller Kürze hinzufügen, daß das Urtheil aller Augenärzte, die ich auf meinen nachmaligen Reisen antraf, mit dem Richterischen übereinkam; ein Paar

Charlatans ausgenommen, welche große Lust bezeugten, eine Operation mit mir vorzunehmen, wozu auch der Tag schon festgesetzt war. Zum Glück wurde ich, oder vielmehr mein Vater, noch zu rechter Zeit von einem gescheuten Arzte gewarnt, welcher behauptete, daß hier gar nichts zu operiren sey. Dieser war der würdige Herr Professor Unzer in Altona. Ich fühle eben keinen Beruf in mir, jene Herrn Operateurs namentlich anzuführen, weil ich schon seit vielen Jahren nichts mehr von ihrem Unfug gehört habe; genug, es waren Franzosen. Leicht möglich, daß sie schon längst in ihr Vaterland zurückgekehrt sind, und zur Zeit des Schreckensystems dafür, daß sie einen meiner Freunde (dem sie das Versprechen geleistet, ihn für funfzig Thaler völlig sehend zu

machen), nachdem sie diese Summe von ihm erhalten, völlig blind gemacht hatten, ihren gerechten Lohn unter der Guillotine erhalten haben.

Achtes Kapitel.

Der Dämon der Componirsucht macht Anstalt mich zu ergreifen. Der Menuettenberg.

Das zweyte Ereigniß, welches mir auf der bewußten Reise begegnete, trug sich zwischen Hannövrisch-Minden und Kassel zu. Wer diesen Weg gemacht hat, wird sich erinnern, daß man auf demselben einen ziemlich hohen Berg passirt. In dem Augenblick nun, als wir diesen hinauf fuhren, fuhr der Dämon

der Componirsucht mir in den Kopf, und brachte mich auf den Gedanken, ein Menuet zu verfertigen, welches auch, noch ehe wir die Höhe des Berges völlig erreicht hatten, glücklich ausgeführt war. Als wir nun ausstiegen, um den Berg seiner Steile wegen zu Fuße herunter zu gehen, und ich, indem wir dies thaten, mein erstes Geistesprodukt dem Vater vorsang, empfand ich ein besonderes Wohlbehagen dabey; und als er es nun vollends, vielleicht aus einer Art von wirklicher Ueberraschung, noch gar lobte, da dachte der noch nicht voll neunjährige Knabe Wunder, was schon für ein Kerl aus ihm geworden sey. Doch wie ward ihm nicht erst, als sein Vater dies Machwerk zu Papier gebracht hatte, und es sodann mit dem lieben Söhnchen blies! denn sogar auch die Secunde hatte das

Kind selbst dazu gemacht. Tausend! wer hätte dies denken sollen? Da meines Wissens der bewußte Berg keinen Namen hat, so bin ich durch diese Begebenheit veranlaßt worden, ihm selbst einen zu schöpfen, und ihn scherzweise den Menuettenberg zu nennen. Einst glaubte ich Wunder, welch großes Unrecht mir mein Vater anthåt, indem er mir auf die wahrhaft kindische Aeusserung, daß ich Willens sey, zu drey Duetten von einem gewissen Eichel, welche überdies gar nicht schlecht gearbeitet waren, einen Baß zu machen, antwortete: Du mußt erst lernen, mein Sohn, was der Baß ist. Auch dies fiel noch auf der Reise vor. Kurz, ich hielt mich bereits für einen ausgemachten Componisten. Fiel es mir entweder nicht ein, oder wußte ich es damals noch gar

nicht, daß ich nach Quantzens Meynung noch nicht einmal einer von jenen selbstgewachsenen Componisten, vor deren Stücken er jeden Anfänger so sorgfältig warnt, sondern nur erst ein selbstwachsender war.

Neuntes Kapitel.

Ich gebe es noch deutlicher zu erkennen, daß ich mich für einen Componisten halte. Sonderbare Aeusserung meiner Freude, ein vollständiges Concert zu hören. Ich trete zum ersten Male öffentlich auf. Seltsamer Begriff vom Generalbaß. Unterricht in demselben. Apologie meines Lehrers.

Als wir wieder zu Hause angelangt waren, ergab ich mich dem Componiren mit Leib und Seele. Ich machte verschiedene kleine Stückchen für zwey Flöten; denn Duette darf ich sie nicht nennen, um mich an diesem Namen nicht zu versündigen. Als ich ungefähr ein Dutzend derselben fertig hatte, so

gab ich meine Verwunderung darüber zu erkennen, daß mein Vater nicht Anstalt träfe sie herauszugeben, da mir doch bekannt wäre, daß es andre Componisten mit ihren Werken so machten; worauf er dann auch aus Scherz oder Ironie, die ich aber für baaren Ernst annahm, erwiederte: Ja, mein Sohn, sie sollen auch herausgegeben werden. Als ich zum ersten Male ein vollständiges Concert sollte zu hören bekommen, war meine Freude darüber so groß, daß ich sie den ganzen Tag hindurch auf mancherley kindische Weise äusserte. Es war noch im Herbst des nämlichen Jahres, und gerade an einem Sonnabend, als ich Nachmittags die Glocken läuten hörte. Ich fragte meine Mutter, warum dies geschehe? Es ist, antwortete sie, heute Vorbereitung. Haha! versetzte ich,

das macht, weil heute Concert ist. Im April 1779 (das Datum ist mir nicht mehr erinnerlich) trat ich hier in Stendal zum ersten Male öffentlich auf, und zwar mit einem Doppel-Concert von Klöfflern, in welchem mein Vater die zweyte Stimme übernahm. Ich empfand hiebey eine entsetzliche Furcht stecken zu bleiben, oder, wie man es sonst zu nennen pflegt, umzuschmeissen; da aber die Sache glücklich von Statten gieng, so bin ich nach der Zeit nie wieder von dieser Furcht ergriffen worden. Indessen dauerte das Componiren noch immer fort, und ich fieng nun an, größere oder vielmehr längere Sachen zu bearbeiten, welche dafür aber auch mehrentheils aus Reminiscenzen bestanden, und für einen eignen Gedanken gab es immer zehn darin, die dem alten Quantz

zugehörten. Da sie jedoch mehr zu Solo's als Duetten geeignet schienen, so machte ich auch nur die Oberstimme. Es mußte mir denn doch wohl anfangen einzuleuchten, daß ich wirklich noch nicht wisse, was der Baß sey. Von welcher Beschaffenheit meine ersten Hirngeburten überhaupt mögen gewesen seyn, können sachverständige Leser sogleich daraus abnehmen, daß ich, ausser dem Haupt-Accord jeder Tonart, noch keinen einzigen kannte, und selbst von diesem wußte ich nicht einmal, daß sein eigentlicher Kunstname harmonischer Dreyklang sey. Das Wort Generalbaß war mir noch völlig fremd, und der Begriff, welchen ich noch im April 1781 davon hatte, ist zu seltsam, um ihn meinen Lesern vorzuenthalten. Ich glaubte nämlich, daß die tiefen Töne auf dem

Clavier schon mit diesem Namen belegt würden. Herr Schwarz, ein hiesiger Organist, benahm mir diesen Irrthum, und erklärte mir in wenigen Worten die wahre Beschaffenheit der Sache. Bey ihm nahm ich ungefähr drey oder vier Monate lang in den Anfangsgründen des Clavierspielens und in den ersten Vorkenntnissen der musikalischen Theorie Unterweisung; aber mein eigentlicher Lehrer im Generalbaß war Herr Angerstein, welcher damals als Schullehrer und Organist hier angestellt war, jetzt aber Prediger zu Berkow, einem benachbarten Dorfe, ist. Sein Unterricht dauerte vom Juli 1781 bis Anfangs Januar 1783, wurde aber durch meine drey ersten musikalischen Wanderungen unterbrochen. Bey ihm setzte ich auch mein angefangenes Clavierspielen

fort, worin ich es aber, troß aller seiner angewandten Mühe, nie habe weit bringen können. Theils waren meine Finger zu biegsam, welches zwar für die Flöte sehr vortheilhaft, für das Clavier aber desto nachtheiliger ist; denn es fehlte ihnen an der gehörigen Kraft, die Passagen rund und deutlich herauszubringen; theils besaß ich nicht Geduld genug, und ärgerte mich, daß es mir nicht endlich mechanisch werden wollte, die Töne richtig zu treffen. Ich bin also, offenherzig zu gestehen, als Clavierspieler so viel als gar nichts, indem ich sogar bey dem allerleichtesten Menuet nicht mit Gewißheit voraussagen kann, daß ich es zu Ende bringe, ohne einen Ton zu verfehlen. Hieraus ergiebt sich nun klar, daß mir auch selbst der Generalbaß zum Clavierspielen wenig hilft,

weil ich aus eben diesem Unvermögen nicht fähig bin ein Solo zu accompagniren. Indessen dient er mir doch bey meinen Arbeiten zum Masstab, indem ich zum Componiren gar keines Claviers bedarf, sondern jede Harmonie in Gedanken höre; und sollte dies auch bisweilen nicht möglich seyn, so würde ich sie doch durch Hülfe des Generalbasses, dieser großen wahrhaft mathematischen Erfindung, berechnen können. Alles, was ich nun hievon weiß, habe ich lediglich Herrn Angerstein zu verdanken; und hat mein nachsichtsvoller Recensent in der Leipziger musikalischen Zeitung mir wirklich nicht zu sehr geschmeichelt, und verdienen die zuerst ans Licht getretenen Produkte meiner geringen Erfindungskraft wirklich etwas von dem ihnen beygelegten Lobe, so war es Angerstein,

der den Keim dazu in mich legte; und es thut mir daher herzlich leid, mich nicht bey ihrer Herausgabe einen Schüler von ihm genannt zu haben. Indessen freut es mich um desto mehr, daß mir jetzt die Beschreibung meines Lebens Gelegenheit giebt, meinen Lesern zuzurufen: Angerstein war es, der mich aus einem bloß mechanischen zu einem wirklichen Musikus machte; Angerstein war es, der mich die Wahrheit lehrte, daß Reinheit des Satzes dem Componisten einen bleibenden Werth giebt, so wie uns die Vernunft lehrt, daß Reinheit der Gesinnungen dem Menschen überhaupt eben dasselbe gewährt; Angerstein war es endlich, der mich aus einem selbstwachsenden oder selbstgewachsenen Componisten in einen wirklichen umschuf.

Zehntes Kapitel.

Bekanntschaft mit Herrn Zink; meine Gedanken über denselben.

Im Merz 1781 (in meinem zwölften Jahre) lernte ich einen auswärtigen Flötenspieler kennen, welcher hier ein öffentliches Concert gab. Es war der Kammermusikus Zink, aus Ludwigslust, der einige Jahre später einen Ruf nach Koppenhagen erhielt, wo er vor kurzem gestorben ist, und durch seinen Tod die ohnehin schon geringe Anzahl der reinen Componisten um einen Bruder ärmer gemacht hat. Dieser Mann verdient es in der That, daß ich mich ein wenig bey ihm verweile, und freymüthig gestehe, was ich von ihm halte. Wenn die Produkte seines Geistes in unsern Tagen nicht mehr allgemein beliebt

sind, so mag dies wohl daher rühren, weil ihnen einigermaßen dasjenige fehlt, was der Zuschnitt der jetzigen Mode zu verlangen scheint. Denn die Musik ist wie jede andre Kunst oder Wissenschaft für's Allgemeine der Mode unterworfen. Indessen bin ich gewiß, daß jeder ächte Künstler, dem Zinks Compositionen bekannt sind, sie in Ehren hält. Seine Duette verdienen als Muster aufgestellt zu werden, weil sie wirklich leisten, was das Titelblatt von ihnen verspricht. Denn wie schwer es sey, ein wahres Duett zu Tage zu fördern, davon giebt uns die ungeheure und täglich größer werdende Menge der seynsollenden den stärksten Beweis. Wie selten findet man wohl eins unter ihnen, das diesen Namen verdient! Eine zweystimmige Sonate, worin bald die Prima, bald die

Secunda, in immerwährenden Concert- oder Solo-Passagen fortläuft, indeß sie von der andern nur baßmäßig begleitet wird, kann man doch wohl kein Duett nennen. Doch weit entfernt, daß dies in den Zinkischen der Fall wäre, konzertiren in ihnen beyde Stimmen immer mit einander, und gehen traulich, wie ein Paar glückliche Eheleute, bey denen Amor und Hymen sich nie veruneinigen, Hand in Hand durch's Leben. Auch Zinks Clavier-Sonaten verdienen unter die Meisterwerke gezählt zu werden, wenn gleich die bloßen Liebhaber des Modegeschmacks manches darin vermissen sollten. Die heut zu Tage so sehr beliebten, so häufig wiederholten, und fast möchte ich sagen, bis zum Ekel abgenutzten gebrochnen Bässe — zu denen wirklich ein großer Componist

erfordert wird, um ihnen noch einen Anstrich von Würde zu geben — diese wird man freylich vergebens in ihnen suchen; dafür aber wird man durchaus desto reinere Harmonie finden. Als Liederkomponisten hatte die ehemalige Berliner Musikalische Zeitung ein günstiges Urtheil über ihn gefällt, und behauptet, daß er den vortreflichen Schulz sich hierin zum Vorbild erwählt habe. Auch als praktischer Tonkünstler verdiente Zink vorzügliche Achtung. Er spielte die Flöte mit ausnehmender Fertigkeit und Deutlichkeit im Ausdruck, und sein Vortrag wäre musterhaft gewesen, wenn ihm nicht die Doppelzunge gefehlt hätte. Er bediente sich nämlich der Art ihrer meisten Gegner, welche darin besteht, von vier Noten zwey zu schleifen und zwey zu stossen, was er

aber mehr in seiner Gewalt hatte, als irgend ein andrer, von dem ich es habe machen hören. Das Clavier spielte er mit vieler Präcision; doch haben es seine innigsten Freunde nicht über ihn vermocht, sich auf diesem Instrumente mit andern als seinen eignen Compositionen hören zu lassen; endlich war Zink ein guter Orchestergeiger.

So weit meine Meynung über ihn; nun wieder auf mich selbst zurück.

Elftes Kapitel.

Nöthige Vorerinnerungen.

Da nunmehr der Zeitpunkt meiner Geschichte eintritt, worin mein Wirkungskreis (wenn ich anders das Leben eines reisenden Musikus so nennen darf) sich

zu erweitern beginnt, so halte ich es für nöthig, ehe ich zur Erzählung dieser Epoche schreite, noch einiges voraus zu schicken. Ich werde nämlich von Gasthöfen, Concertsälen, Eingangspreisen und Unkosten nichts erwähnen, wenn nicht besondre Umstände es nöthig machen. Denn erstlich wäre es von einem zehnmal treuern Gedächtnisse, als das meinige, zu viel verlangt, sich aller dieser Dinge noch zu erinnern; und für's zweyte hat sich höchst wahrscheinlicher Weise in einer langen Reihe von Jahren, besonders in jenen unglücklichen Gegenden, die von der moralischen Pest der Menschheit, dem alles verheerenden Kriege, nicht verschont geblieben sind, in diesen Stücken vieles verändert. Auch muß ich noch bemerken, daß ich sowohl meine kleinen musikalischen Wanderun-

gen, als auch die nachherigen größern Reisen, bis zum 17. September 1784, in bloßer Begleitung meines Vaters gemacht habe. Von dieser Zeit an sind bis an's Ende des folgenden Jahrs verschiedene Zusammenkünfte, Reisen und Trennungen mit mehrern Gliedern meiner Familie vorgefallen, worüber ich dem Leser nach chronologischer Ordnung gehörige Auskunft geben werde. Ich würde zwar dieser Kleinigkeiten, fast möcht' ich sagen Lappereyen, gar nicht Erwähnung thun, wenn ich es nicht für Pflicht hielte, nicht sowohl mir, als hauptsächlich der Kunst die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem sie mich (ungeachtet ich durch sie allein fast drey Jahre lang mich nebst meiner Familie ernährte) bey kluger Sparsamkeit und vernünftiger Einrich-

tung — wovon das Reisen mit fünf Personen freylich keinen Beweis giebt — schon längst in den Stand gesetzt haben könnte, mich in ununterbrochner häuslicher Ruhe und sorgenfreyer Unabhängigkeit meiner übrigen Lebenstage zu freuen. Dies soll indeß weder Prahlerey noch Vorwurf seyn, denn beydes ist meinem Herzen völlig fremd. Meine Absicht ist bloß, diejenigen, welche dereinst auf musikalischen Reisen ihr Fortkommen zu suchen gedenken, aufzumuntern, sich durch die nur halbwahre abgedroschene Sentenz, daß die Kunst nach Brod gehe, nicht muthlos machen zu lassen. Ich behaupte mit fester Zuversicht, daß die Kunst allemal ihren Besitzer reichlich nährt, wofern er sich nur angelegen seyn läßt, folgende Regeln zu beobachten, welche, wie alt sie

auch sind, doch nie oft genug wiederholt werden können: 1) Sey so viel als möglich ein guter Wirth, fast möchte ich hinzusetzen, lieber geitzig als verschwenderisch. 2) Hast du es als Künstler zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gebracht, so suche es auch als Mensch dahin zu bringen. Sorge dafür, daß deine Sitten, dein Betragen, mit einem Wort dein Menschenwerth deinem künstlerischen gleichkommen möge. Durch diesen erwirbst du Ruhm und Geld, durch jenen Achtung und Liebe. Dieser eröffnet dir die Beutel, jener die Herzen der Menschen. 3) Bist du, so wie ich, des Gesichts beraubt, so sorge für einen rechtschaffenen Begleiter. Auch zwey können dir, besonders auf Reisen, in vielen Fällen nothwendig seyn; was aber darüber ist, ist durchaus vom Argen.

4) Ist es dir aber vergönnt, deinem Nebenmenschen offen und frey ins Angesicht zu schauen, und wahrzunehmen, ob Natur oder Gewissen ihm erlaubt, deinen Blick mit gleicher Freyheit zu erwiedern, so ist, meiner Meynung nach, für dich das Rathsamste, ganz allein zu reisen, und die bloße Vernunft zu deiner Begleiterin zu erwählen. So lange diese deine Gefährtin bleibt, wird dich die Kunst nie sinken lassen; und sollt es auch bisweilen so scheinen, so will ich, als ein warmer Freund aller ächten Künstler, wenn sie zugleich ächte Menschen sind, dir folgende drey Zeilen aus einem schönen musikalischen Gedichte anführen, welche, so scherzhaft sie auch immer klingen mögen, doch fähig sind, dich in allem Ernst zu trösten: Geht's

auch zuweilen capricioso, mancando oder mestuoso, nur muthig volti subito.

Zwölftes Kapitel.

Meine ersten musikalischen Wanderungen.

Meine Leser wissen bereits, wer für's erste mein Begleiter war. Ich kann also, nach Gutdünken, mit dem Singulari und Plurali in meiner Erzählung abwechseln, ohne im letztern Falle anzuzeigen, wer nebst mir gemeynt ist. Dem zufolge verliessen wir den 13. September 1781 unsern Wohnort. Es war ein heiterer und angenehmer Morgen; der majestätische Glanz der aufgehendeu Sonne, woran sich mein Auge weidete, ihre wohlthätige Wärme, die mich erquickte, die reine

heitere Luft, welche mir balsamische Wohlgerüche mancher Art zufächelte, der tausendstimmige Gesang der Vögel, an welchem sich mein Ohr ergötzte; alle diese Dinge vereinigten sich, um in mir die reinste Freude zu erregen, meine Einbildungskraft in Thätigkeit zu setzen, und meiner Fantasie Träume einer lachenden Zukunft vorzugauckeln. Doch dieses kleine Fragment wird hinlänglich seyn, meinen Lesern zu zeigen, daß ich mich auch ein ganz klein wenig, wiewohl nur zur höchsten Nothdurft, auf das Pinseln verstehe. Da man aber in Dingen, von denen man nur nothdürftige Kenntnisse besitzt, nicht behutsam genug zu Werke gehen kann, so mag es hieran genug seyn.

Wir kamen also (um in meiner nunmehr bilderfreyen Erzählung fortzufah-

ren) am besagten Tage in Rathenau an. Hier fiel aber nichts weiter vor, als daß wir den Rest desselben, so wie den folgenden, bey einem Freunde meines Vaters froh durchlebten. Am fünfzehnten reisten wir nach Alt-Brandenburg, wo Tags darauf ein Gleiches geschah. In der folgenden Nacht bestiegen wir den Postwagen, und langten am siebenzehnten Vormittags in Potsdam an. Hier ließ es sich mein Vater vor allen Dingen angelegen seyn, mich mit seinem Lehrer auf der Flöte, dem Kammermusikus Neif, welchen er mir jederzeit nicht nur als Quantzens vorzüglichsten Schüler, sondern als den besten aller Flötenspieler, ich möchte beynahe sagen, als das ächte Wunder der Welt geschildert hatte, in Bekanntschaft zu bringen. Er führte mich also den

Tag nach unsrer Ankunft zu ihm. Doch wie ward ich in meinem, zwar sehr hoch gespannten, Ideale getäuscht, als ich die ersten Töne von ihm vernahm! Zwar je länger ich ihn hörte, desto mehr begann die Vollkommenheit seiner Kunst meiner Erwartung zu entsprechen. Indessen fand ich doch bey genauer Prüfung, daß mein Vater, obschon er in manchen Dingen nicht zu viel gesagt, doch das Ganze sehr übertrieben hatte. In Vortrag und Fertigkeit war Reif unstreitig der vorzüglichste aller Flötenspieler, welche mir je bekannt worden sind. Seine Intonation war durchaus rein und fest; in Betreff des Tones aber hätte ich schon damals mit ihm nicht tauschen mögen. Das Zischen der Luft, welches man bey mir nur dann vernehmen konnte, wenn mein Ansatz

an und für sich schlecht war, hörte man bey ihm jederzeit. Diesen Fehler hatte er mit allen Quantzischen Schülern gemein, und alle, die den Lehrer selbst gehört haben, sprechen auch ihn nicht ganz frey davon. Doch was meine Meynung über diesen betrift, so werde ich sie in meiner Geschichte nicht äussern; vielleicht aber wird es künftig in einer besondern und mehr dazu geeigneten Abhandlung um desto ausführlicher geschehen.

Ein öffentliches Concert gab ich diesmal in Potsdam nicht; doch hatte ich Gelegenheit, in einem Paar Privatgesellschaften meine geringen Fähigkeiten an den Tag zu legen. Aber wie erstaunte ich, als ich das dortige Orchester hörte, und dadurch zuerst einen eigentlichen Begriff vom Werthe der Musik erhielt.

Denn nun mußte ich mich freylich überzeugt fühlen, daß alles, was ich zuvor davon vernommen hatte, nur bloßes Schattenwerk gewesen war. Weiter finde ich im Archive meines Gedächtnisses nichts, das von meinem damaligen Aufenthalt zu Potsdam bemerkt zu werden verdiente, als daß ich im Kreise meiner dortigen Verwandten die kurze Dauer desselben recht vergnügt zubrachte.

Ich komme nunmehr auf dasjenige, was mir in Berlin, wohin wir den fünf und zwanzigsten unsern Weg nahmen, widerfuhr. Hier war es uns, wie meine musikalischen Leser sich leicht vorstellen werden, sehr darum zu thun, den berühmten Kirnberger, dessen Compositionen wir zum Theil schon kannten, nun auch persönlich kennen zu lernen. Da aber mein Vater wegen Veranstal-

tung eines Concerts sehr mit Geschäften überhäuft war, so konnten wir erst am 6. Oktober einen Besuch bey ihm abstatten.

Was den reinen Satz betrift, so hat die allgemeine Stimme der Kenner schon längst über diesen Newton der Tonkunst entschieden; also kein Wort hierüber! Nur diese einzige Bemerkung sey mir erlaubt, daß ich nicht so ganz mit denen übereinstimmen kann, welche geneigt sind, ihm allen Gesang abzusprechen. Ich gebe gern zu, daß in seinen Fugen wenig oder gar nichts davon vorhanden ist; diese aber sind auch nur ausdrücklich für die Kunst geeignet. Hingegen hat er verschiedene Solo's geschrieben, worin durchaus ein so leichter, fliessender Gesang herrscht, daß, wer sie nicht kennt, wohl schwerlich den

personificirten Contrapunkt für ihren Verfasser halten dürfte. Da indessen Kirnberger von Seiten seines scharfen, ja bisweilen beissenden Witzes fast eben so bekannt ist, als von Seiten der Kunst, so glaube ich, daß es meinen Lesern nicht unangenehm seyn wird, wenn ich hier einige Proben desselben beyfüge, die meines Wissens noch nicht im Druck erschienen sind. Wir brachten einen ganzen Nachmittag bey ihm zu, und es versteht sich, daß die Musik der einzige Gegenstand unsers Gesprächs war. Als nun die Rede von ungefähr auf die heutige Musik fiel, ließ sich Kirnberger folgendermaßen vernehmen: Der gegenwärtige Geschmack bringt es nun einmal so mit sich, daß man alles Pathetische aus den Compositionen weglassen muß; denn wenn das letzte Allegro

eines Concerts nicht so beschaffen ist, daß man darnach tanzen kann, so hält man es nicht für gut. Und als sich späterhin das Gespräch auf seinen Unterricht und seine Schüler lenkte, so erzählte er uns folgendes: Man schickte mir kürzlich einen jungen Menschen zu, welchem ich die Composition eingeben sollte. Allein so sehr ich mich auch bemühte, etwas Gescheutes aus ihm zu machen, so war es doch unmöglich. Doch es würde zu weitläufig werden, die unzähligen Bonmots zu wiederholen, welche seinem Munde entströmten; auch werde ich weiter unten noch einige Anekdoten von ihm anführen, die ich aus anderweitigen Erzählungen kenne. Von diesem Nachmittag nur noch so viel, daß er, nachdem wir ein Paar Stunden die Freude seiner Unterhaltung genossen

hatten, so gütig war, uns einige Flöten-Solo's auf seinem dreychörigen Clavier hören zu lassen; denn ein andres konnte die ungeheure Kraft, mit welcher er dieses Instrument behandelte, schlechterdings nicht aushalten. Er spielte übrigens mit einer ausserordentlichen Fertigkeit und Präcision; aber an Delikatesse fehlte es ihm, meiner Meynung nach, gänzlich. Mein Vater wagte an ihn die Bitte, daß er doch einen Versuch anstellen möchte, mich durch plötzliche Uebergänge in entfernte Tonarten irre zu machen; welches ihm auch, da ich zur Zeit noch ein schwacher Anfänger im Generalbaß war, sehr bald gelang. Als wir uns ihm empfehlen wollten, machte er uns ein sehr erfreuliches Geschenk mit vier Concerten von Quantz, wogegen ihm mein Vater versprach, mich nächstens

wieder zu ihm zu führen, da ich mir dann die Freyheit nehmen sollte, ihn von seinen Compositionen für die Flöte etwas hören zu lassen. Allein es blieb leider bey diesem Versprechen, und so war Kirnberger der einzige Tonkünstler, der mich gekannt hat, ohne mich jemals gehört zu haben; worauf zwar mein damaliger kindischer Leichtsinn wenig achtete, jetzt aber würde ich viel darum geben, sein Urtheil über meinen Werth oder Unwerth vernommen zu haben. Bekanntermaßen war Kirnberger eben kein sonderlicher Freund der Quantzischen Compositionen. In diesen giebt es eine ungeheure Menge von Wiederholungen, welche stufenweise durch drey Tonarten fortlaufen; man pflegt sie in unsern Tagen in der musikalischen Sprache Rosalien, in der gemeinen aber Schu-

sterflecke zu nennen. So oft nun Kirnberger einen solchen Schusterfleck zu Gesicht bekam, welcher aus aufsteigenden und niederfallenden Sechszehntheilen oder Triolen bestand, rief er aus: ha, ha, das ist von Quantz, ich sehe es an den Zuckerhüten! Der witzigste der mir von ihm bekannten Einfälle ist folgender: Er hatte sich einst mit Jemanden überworfen; als man ihn nun nach einiger Zeit darüber befragte, gab er zur Antwort: daß er gar nichts gegen den Mann hätte; indessen, fuhr er fort, steht es doch ganz sonderbar mit uns. Er spricht aller Orten nichts als Böses von mir; ich hingegen rede lauter Gutes von ihm, und Niemand will uns glauben.

Kirnberger starb im Juli 1783. Sein Tod setzte die reine Harmonie in tiefe

Trauer; dafür aber jubelten die verbotenen Quinten und Oktaven laut, und freuten sich, als musikalische Contrebande, dieses großen Aufpassers endlich los geworden zu seyn.

Einer der merkwürdigsten Tage war für mich der 9. Oktober 1781; denn es war derjenige, an welchem ich zum ersten Male in meinem Leben ein öffentliches Concert gab, und überdies in einer der ersten Städte Europens, nämlich in Berlin. Unstreitig war der Beyfall, den ich erhielt, bey weitem größer, als ich ihn wohl damals verdienen mochte. Die Einnahme aber erhob sich nicht sehr über das Mittelmäßige.

Eine Begebenheit, welche sich noch am nämlichen Abend, oder richtiger zu reden, in derselben Nacht mit mir zutrug, darf ich meinen Lesern durchaus nicht vorent-

halten, weil sie ein Beyspiel giebt, in was für Angst und gefahrvolle Situationen ein Blinder kommen kann, wenn er allein gelassen wird, wovon ich im dritten Capitel bereits einen Wink gegeben habe. Mein Vater fand nämlich für gut, nachdem er mich zur Ruhe gebracht hatte, noch ein wenig hinunter ins Gastzimmer zu gehen, um an der vorhandenen Gesellschaft Theil zu nehmen. Seit meiner frühesten Kindheit bin ich gewohnt nicht eher einzuschlafen, bis alles im Zimmer ruhig ist, um nicht durch Geräusch aus meinem ersten Schlafe gestört zu werden. So lag ich denn auch damals wachend im Bette, und es mochte ungefähr einige Minuten über elf Uhr seyn, als ich plötzlich Feuerlärm hörte. Nun erwäge man die Dunkelheit der Nacht, die unzählige Menge der

Trommeln, das Grausen erregende Getön der Nachtwächterhörner; ferner den Umstand, daß mein Vater mich nie allein ließ, ohne das Zimmer sorgfältig verschlossen zu haben. Alles dieses nehme man zusammen, um sich einigermaßen meinen Schrecken vorstellen zu können. Ich sprang aus dem Bette, schwankte im Zimmer umher, rief um Hülfe, pochte mit Ungestüm an die Thür, aber alles vergebens. Denn da wir ziemlich hoch wohnten, und der Lärm Jedermann hinunter geschreckt hatte, so konnte mich Niemand vernehmen. Natürlicher Weise hatte mein Vater sogleich erfahren, daß das Feuer in einer weiten Entfernung und also nichts dabey für uns zu befürchten war; auch mußte er vermuthlich nicht denken, daß ich noch wach sey, denn er nahm keine Notiz von mir,

und erschien erst nach einer guten halben Stunde, in welcher Zeit sich der Lärm wieder größtentheils gelegt hatte. Nur einem Blinden traue ich die Fähigkeit zu, sich von meiner bis dahin ausgestandenen Angst einen lebendigen Begriff zu machen.

Am elften traten wir unsre Heimreise an, auf welcher nichts Wichtiges vorfiel. Ich sage also nichts davon, als daß wir uns einige Tage in Potsdam, Brandenburg und Rathenau aufhielten, und am zwanzigsten wieder in Stendal anlangten. Am 17. November gab ich hier ein Concert, welches nach Verhältniß der Stadt und meiner damals sehr beschränkten Kunst ziemlich gut ausfiel. Nunmehr vergiengen sechs Monate, in welchen sich nichts weiter zutrug, als daß wir bisweilen Besuche von fremden

Künstlern erhielten, die sich hier öffentlich hören liessen. Unter ihnen befand sich auch der schon erwähnte Zink. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr es mich freuen mußte ihn wieder zu hören, und Nutzen aus seinen mannigfaltigen Kenntnissen zu schöpfen. Ich spielte ihm einige seiner Solo's vor, welche ich in der Zwischenzeit auswendig gelernt hatte, und er war so gefällig, meine Fehler zu verbessern, und mir den richtigen Vortrag zu zeigen.

Was meine zweyte musikalische Wanderung anbelangt, so ist sie so unbeträchtlich, daß ich es nicht einmal der Mühe werth geachtet habe, die Data in meinem Gedächtnisse zu behalten. Sie schränkte sich bloß auf Magdeburg ein, wohin wir ungefähr in der Mitte des Mai's 1782 reisten, und von wo wir

am Ende desselben schon wieder zurückgekehrt waren. In Magdeburg gab ich zwar ein öffentliches Concert; allein die Einnahme war so schlecht, daß auch der allerelendeste Stümper Ursache gehabt hätte, sich ihrer zu schämen. Ich bin weit entfernt, dem Magdeburger Publikum deshalb Mangel an Liebhaberey oder Geschmack für die Tonkunst vorrücken zu wollen; dies wäre nicht nur die größte Unwahrheit, sondern auch meinerseits der schwärzeste Undank, indem ich in der Folge zu mehrern Malen vom Gegentheil überzeugt worden bin. Allein das dortige Publikum hatte nicht gehörige Kunde von der Sache erhalten. Mein Vater war dem Geschäfte noch nicht recht gewachsen. Nun fand sich zwar Jemand, der sich mit vielem Wortgepränge anheischig machte, uns mit

Rath und That an die Hand zu gehen; allein die Folge bewies, daß dieser Jemand zu denen Leuten gehöre, welche nach Claudius vom Winde leben ohne eine Mühle zu haben. Das Einzige, warum es sich noch einigermaßen der Mühe lohnte diese Reise gemacht zu haben, war die allerdings sehr schätzbare Bekanntschaft des unvergeßlichen Rolle, welcher, wie einem großen Theil meiner Leser bekannt ist, zu damaliger Zeit Musikdirektor in Magdeburg war. Um mit wenigen Worten meine Meynung über ihn zu sagen, so halte ich ihn für einen klassischen Tonsetzer, und seine Oratoria, als Kirchenstücke betrachtet, für Meisterwerke, hauptsächlich den Tod Abels.

Im Sommer des nämlichen Jahres lernte ich zufälliger Weise den Kammer-

Musikus Lindener aus Berlin kennen, welcher einen Besuch bey seiner Tochter, der Frau des hiesigen Postmeisters, abstattete, und sich ungefähr ein Paar Monate lang zu Stendal aufhielt. Er war ein Schüler von Quantz, und besaß in Ansehung des Tons einen großen Vorzug vor Neif; in allem andern aber war ihm letzterer überlegen. Lindener bezeugte sehr viel Zufriedenheit mit mir, und machte mir große Hoffnung, daß ich es dereinst recht weit bringen würde. Indessen hatte er doch gegen einen Fremden die Meynung geäussert, daß ich nie ein gründlicher Musikus werden könnte. Ob nun die Folge seine Behauptung wahr gemacht oder entkräftet hat, mögen meine kunstverständigen Leser entscheiden. Da ich wohl schwerlich wieder Gelegenheit haben werde seiner zu

erwähnen, so bemerke ich nur noch kürzlich, daß er längst gestorben ist, wiewohl ich die Zeit seines Todes nicht genau angeben kann.

Da ich nunmehr nach und nach mit den Regeln des Generalbasses und den Schwierigkeiten, welche bey ihrer Beobachtung obwalten, immer bekannter zu werden anfieng, so trieb ich auch das Componiren nicht mehr so instinktmäßig, folglich auch nicht mehr so eifrig als zuvor. Ich verfertigte in dieser Zeit nur ein Solo, womit ich leider nachher, wiewohl nur ein einziges Mal, öffentlich auftrat; indessen war dieses einzige Mal hinlänglich, mich in den Augen aller Kenner, und selbst in den Augen dessen, der mir dabey auf dem Violonschell accompagnirte, wenn er auch nichts weiter als das Praktische seines

Instruments verstanden hätte, mit diesem Machwerke lächerlich zu machen. Denn es war nicht nur ganz nach altem einfachen Zuschnitte geformt, sondern es wimmelte auch darin von Reminiscenzen. Doch alles dieses wäre noch hingegangen; allein das Aergste kömmt noch. Ich kannte nämlich die gegenseitigen Verhältnisse der Instrumente noch nicht, und machte also den Baß um eine ganze Oktave zu tief. Hieraus entstanden natürlicher Weise Contratöne, welche der Violonschellist, dem dergleichen Unsinn wohl noch nie mochte vorgekommen seyn, durchaus durch nichts als Pausen zu ersetzen vermochte. Wahrscheinlich wird er sich noch oft darüber lustig gemacht haben.

Dreyzehntes Kapitel.

Dritte musikalische Wanderung. — Meine Meynung über das Wort Gnade.

Meine dritte Wanderung war, wie die erste, nur auf Berlin und Potsdam berechnet, nur mit dem Unterschied, daß wir uns bey der Hinreise nirgends aufhielten. Wir setzten uns am 8. November Nachmittags auf die Post, und kamen am neunten Abends in Berlin an, wo mir jedoch für diesmal wenig Merkwürdiges widerfuhr. Denn das Concert, welches ich am ein und zwanzigsten gab, kann auf keine Weise dahin gerechnet werden, indem der Ertrag desselben so geringfügig war, daß kaum die Kosten herauskamen. Was eigentlich Schuld

daran seyn mochte, weiß ich nicht; indessen glaube ich, daß es zu damaliger Zeit, und auch noch viele Jahre nachher, fast gar keinem fremden Tonkünstler in Berlin geglückt ist, er müßte denn besondere Protektion gefunden haben. Seit kurzem aber hat sich, wie es scheint, Berlin in dieser Hinsicht sehr verändert.

Ich lernte diesmal einen Mann kennen, der sowohl durch seine Composition als durch seine musikalischen Schriften schon seit geraumer Zeit den Beyfall und die Hochachtung aller Kenner auf sich gezogen hat, nämlich den Capellmeister Reichard. Er ließ einige Tage nach meinem Concert einen Artikel in die Zeitung einrücken, worin er mir seinen Beyfall zu erkennen gab, und zugleich den Wunsch äusserte, daß ich dem Quantzischen Geschmack treu bleiben möchte.

Unstreitig verräth diese Aeusserung den Mann von großer Einsicht und richtiger Urtheilskraft. Allerdings lebten wir damals noch in einer Periode, in welcher für die Flöte wenig Gutes zum Vorschein kam; mithin waren die Quantzischen Sachen noch immer diejenigen, mit denen ein Künstler sich am füglichsten konnte hören lassen. Denn unser neuer Amphion, Hofmeister, hatte damals seine rühmliche Laufbahn noch nicht eröffnet, auf der er nun seit zwanzig Jahren sich die Hochachtung und den Dank aller ächten Flötenspieler erworben hat. Wenigstens halte ich seine Flöten-Concerte für die vorzüglichsten, welche bis jetzt vorhanden sind; und wenn sie auch bisweilen unüberwindliche Schwierigkeiten enthalten (welches denn freylich wohl hie und da der Fall seyn mag, weil

Hofmeister nicht selbst Flötenspieler ist, und also das Instrument nicht hinlänglich kennt), so kann doch diesen Schwierigkeiten durch kleine Abänderungen leicht geholfen werden. Seine Stücke verdienen also keineswegs, daß man sie deswegen tadelt, oder wohl gar verachtet, welches bisweilen wirklich von einigen Herren geschieht, die sich für große Meister ausgeben, aber gerade durch dieses Tadeln und Verkleinern eines wirklich großen Mannes den stärksten Beweis ablegen, daß sie es in der That nicht sind, und daß das Lächerliche desselben allein auf sie zurückfällt.

Doch ich werde so eben gewahr, wie wenig wir vermögen, uns vor dem leidigen Zufall in Acht zu nehmen, der so oft unsre besten Vorsätze zerstört. Ich hatte mir so fest vorgenommen, nicht

eher meine Meynung über Jemanden zu äussern, als bis von meiner persönlichen Bekanntschaft mit ihm die Rede seyn würde, und handle nun mit einem Male, ohne mir dessen selbst bewußt zu seyn, diesem Vorsatz zuwider. Allein, werden meine Leser sagen, was kümmert uns euer Vorsatz, und was kann uns überhaupt daran liegen, ob ihr ihm getreu bleibt oder nicht? — Ich antworte: So ganz gleichgültig ist dies nun gerade nicht. Mein Vorsatz war auf einen guten Grund gebaut; ich wollte nämlich dadurch allen Unordnungen vorbeugen. Oder was würden sie wohl für Augen machen, wenn ich jetzt, in der Meynung den fernern Verlauf meiner Geschichte zu erzählen, nach geendigtem Raisonnement über Hofmeister, etwa damit anfienge, wie ich demselben in seinem

Zimmer etwas von seiner Arbeit vorge-
spielt, seinen Beyfall erhalten, und mich
ihm empfohlen hätte, und sodann fort-
führe, die anderweitigen Bekanntschaf-
ten, welche ich im Jahre 1791 zu Wien
gemacht, herzunennen, und auf diese
Weise mehr als acht Jahre von meinem
Leben überhäufte, ohne daß meine Leser
wüßten, was sich während dieser Zeit
mit mir zugetragen, und auf was Art
und Weise ich so plötzlich den großen
Sprung von Berlin nach Wien gethan
hätte? Doch nein, so weit wird es,
trotz meinem einmal gemachten Verse-
hen, nicht kommen. Wie sehr ich auch
Neuling im Schriftstellerwesen bin, und
wie schwer mir auch diese Art von Gei-
stesanstrengung wird, so soll doch mein
Erinnerungsvermögen nie dieser Schwie-
rigkeit unterliegen. Dies zu beweisen,

erzähle ich sogleich, daß der Capellmeister Reichard, von welchem im Verlauf meiner eigentlichen Geschichte zuletzt die Rede war, mir zum Andenken ein Solo von seiner Arbeit überließ, wobey er versicherte, daß es sehr schwer sey. Hierin hatte er in der That nicht unrecht; indessen hätte er auch mit gleichem Recht, ohne seiner Bescheidenheit das Mindeste zu vergeben, noch hinzusetzen dürfen, daß es schön sey. Ueberhaupt weiß ich nicht, warum man es einem Componisten, einem Dichter, kurz einem Künstler, von welcher Gattung er auch sey, ja selbst einem geschickten Handwerker zum Stolz auslegt, wenn er dies frey von seiner Arbeit gesteht; gerade als ob eine innere Ueberzeugung, ein inneres Gefühl von eigenem Werth, und Stolz nicht zwey ganz verschiedene Dinge

wären, da sich doch jenes immer nur auf Wahrheit, dieser aber größtentheils auf Täuschung gründet. Ich schmeichle mir nicht, sagte einst der berühmte Schubart zu mir; allein ich habe doch in der That ein schönes Gedicht auf Sie gemacht. War dies etwa Stolz? Gewiß nicht; denn jeder Unpartheyische, dem dies Gedicht bekannt ist, wird überzeugt seyn, daß er nichts mehr als die Wahrheit sagte, wovon der weitere Verfolg meiner Geschichte diejenigen meiner Leser, die es noch nicht kennen, gleichfalls überführen wird.

Wir verliessen Berlin am vier und zwanzigsten und begaben uns nach Potsdam. Hier hatte mein Vater hauptsächlich die Absicht, mich dem Kronprinzen vorzustellen. Er ließ deswegen ein unterthäniges Schreiben an ihn ergehen,

dessen Erfolg für uns nach Wunsch ausfiel. Doch ich darf der Chronologie nicht vorgreifen. Dieser zufolge gab ich am acht und zwanzigsten ein öffentliches Concert, welches von keiner sonderlich großen Bedeutung war. Am 6. December spielte ich im gewöhnlichen Liebhaber-Concert. Die Zuhörer waren so gütig, mir ihren Beyfall auf mehr als Eine Weise zu erkennen zu geben, indem ich wider alles Vermuthen ein Geschenk erhielt, welches meine vorherige Einnahme bey weitem überstieg. Am achten war ich endlich so glücklich, mich vor Sr. K. H. unserm damaligen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm II. hören zu lassen. Nach geendigtem Concert rief uns der liebreiche Prinz zu sich, und ergriff — was zwar im Stande der Natur von Menschen gegen Menschen

etwas sehr Gewöhnliches, allein im Stande unsrer dermaligen Kultur, von einem so erhabenen Prinzen gegen ein so tief unter ihm stehendes Subjekt etwas ganz Ausserordentliches ist — ergriff, sage ich, meine Hand, und sagte mir folgende mir ewig unvergeßlichen Worte: „Mein lieber Kleiner, er hat mich recht überrascht, er hat einen recht schönen Ton; nun lerne er aber auch noch recht viel, damit er, wenn ihn dereinst Jemand rufen läßt, recht viel kann.“ Als wir bereits einige Schritte entfernt waren, rief er meinem Vater noch folgendes zu: „Nehm' er sich ja in Acht, daß er den Kleinen nicht fallen läßt, denn es hat geschneit, und ist sehr glatt auf der Treppe.“ So geringfügig dies manchem meiner Leser scheinen mag, so habe ich es doch mit gutem Vorbedacht

erwähnt, weil es Züge sind, aus denen das biedere, menschenfreundliche, zum Wohlthun geneigte Herz dieses Prinzen sehr stark hervorleuchtet. Ich erhielt einige Tage nachher ein Geschenk von ihm, welches in zehn Friedrichsd'or bestand.

Am zwölften reisten wir von Potsdam nach Brandenburg, den dreyzehnten von da nach Rathenau, und den vierzehnten langten wir bey guter Zeit wieder zu Hause an.

Viele meiner Leser werden mich für einen Sonderling halten, indem ich bereits von einem Großen der Erde gesprochen habe, ohne mich auch nur ein einziges Mal des Worts Gnade bedient zu haben, wie es doch dem Herkommen gemäß ist. Dieses Herkommen ist mir mehr als zu bekannt; auch bediene ich

mich im gewöhnlichen Leben nicht nur gegen königliche oder fürstliche Personen, sondern selbst gegen solche, die ein bloßes von vor ihren Namen setzen, sowohl mündlich als schriftlich des bewußten Worts. Doch hier vor dem Richterstuhl der prüfenden Welt, vor welchem ich mich nun einmal anheischig gemacht habe, meine Meynung über mancherley Gegenstände freymüthig zu gestehen, muß ich nun wohl bekennen, daß ich dem Begriffe zufolge, welchen ich von der Sache hege, mich des besagten Worts in der vorstehenden Erzählung nicht bedienen kann. Ich halte es nunmehr für meine Schuldigkeit, mich ausführlich hierüber zu erklären. Unter allen Himmelsstrichen gab es seit undenklichen Zeiten, ja ich möchte fast sagen, von Anbeginn der Welt, bis auf den heutigen

Tag, sowohl gutmüthige Schwärmer, als listige Betrüger, welche die lächerlichsten und abgeschmacktesten Fabeln, die der Aberglaube nur ersinnen kann, sowohl öffentlich als heimlich lehrten. Dies nannten sie Religion. Ferner gab es schon in ältern, mehr aber noch in neuern Zeiten Afterfilosofen, welche die Mißgeburten ihres verbrannten Gehirns, was auch der gesunde Menschenverstand, die bürgerliche Ordnung und die Sittlichkeit dagegen einwenden mochten, öffentlich unter dem Namen Aufklärung verbreiteten. Endlich haben sich, um ein drittes Beyspiel zu geben, im verflossenen Jahrzenten unruhige Köpfe in Menge hervorgethan, welche, statt, nach Art ächter Freunde der guten Sache, Fürsten und Volk auf ihre gegenseitigen Pflichten aufmerksam zu machen, das

glimmende Feuer des Aufruhrs zur hel-
len Flamme anbliesen, alle bürgerliche
und menschliche Gesetze ohne weiters
für Despotie erklärten, und die schänd-
lichsten Gräuel der Zügellosigkeit unter
dem geheiligten Namen der Freyheit
dem Volke laut anpriesen. Eben der
Mißbrauch nun, welcher sich in den
drey erwähnten Worten wie in unzäh-
ligen andern eingeschlichen hat, herrscht,
meiner Meynung nach, auch in demje-
nigen, von welchem eigentlich hier die
Rede seyn soll. Denn unstreitig hat es
nie an Schmeichlern gefehlt, die, um
ihr eignes Bestes zu begründen, guten
Fürsten immer das als Gnade anrech-
neten, was doch eigentlich nur Gerech-
tigkeit war. So ward es unvermerkt
zur Gewohnheit, gleichsam die Gerech-
tigkeit von der Gerechtigkeit zu trennen,

und ihr nur da ihre eigenthümliche Benennung zu lassen, wo sie als strafende Göttin erschien, ohne zu bedenken, daß sie hier nicht selten in Grausamkeit ausarte. Ein Tyrann, welcher geringe Verbrechen mit den unbarmherzigsten Strafen belegte, hieß deshalb nicht grausam, sondern gerecht. Ein Fürst hingegen, der das Gute nur einigermaßen belohnte, hieß nicht gerecht, sondern gnädig, wie es dann auch heut zu Tage noch gebräuchlich ist. Hat z. B. ein wohlthätiger Landesvater einem seiner Unterthanen den Schaden ersetzt, welchen dieser durch den Krieg erlitten; hat er ihm ein wahrhaft königliches oder fürstliches Geschenk zukommen lassen, welches ihn in den Stand setzte, sich und die Seinigen vom nahen Untergange zu retten; hat er einem armen Unterdrückten gegen

die Bosheit eines reichen und mächtigen Unterdrückers Gerechtigkeit widerfahren lassen: so sind alle Zeitungen von seinem Lobe voll, und alles schreyt wie aus einem Munde, o! des gnädigsten der Regenten! Jeder Gutgesinnte stimmt in das allgemeine Lob eines solchen Fürsten von ganzem Herzen mit ein. Aber wäre es nicht weit richtiger, und ich darf kühn hinzusetzen, den meisten unsrer dermaligen Völkerbeherrscher um vieles angenehmer, wenn man ausriefe, o! des gerechtesten der Regenten! Ein Fürst also, der die Bösen nach Verhältniß, jedoch auch nicht über dasselbe, bestraft, die Tugendhaften nach Verdienst, doch gleichfalls nicht übermäßig, belohnt, der sich der leidenden Unschuld gegen die mächtige Bosheit annimmt, diese mit dem Blitzstrahl seiner höhern Macht in

den Staub darnieder schlägt, jene aus ihrer Richtigkeit empor zieht; ein Fürst, sage ich, der dies alles erfüllt, ist deshalb nicht gnädig, sondern gerecht. Doch ich komme nun auf denjenigen Punkt meiner Untersuchung, welcher gleichsam die Brücke ist, worauf man von der Gerechtigkeit zur Gnade übergeht. Gesetzt, der Monarch, dessen Landeskind zu seyn ich die Ehre habe, würde vom Geist der Mildthätigkeit dermaßen beseelt, daß er mir eine jährliche Pension aussetzte, die für mich hinreichend wäre, meine übrigen Lebenstage in filosofischer Ruhe und Eingezogenheit zu vollbringen, so wäre dies allerdings weit mehr, als man von der Gerechtigkeit fordern kann; denn diese ist ein Regent jedem seiner Unterthanen schuldig. Obschon ich nun, meiner Blindheit ungeachtet, dem Staate

nie zur Last gefallen bin, so habe ich ihm doch auch auf der andern Seite keinen wesentlichen Dienst geleistet. Es wäre also wohl eine Vermessenheit, die an Wahnsinn grenzte, wenn ich als schuldige Gerechtigkeit verlangen wollte, was ich im Gegentheil für einen unverdienten Beweis landesväterlicher Huld und Milde anerkennen müßte, für welche ich nie dankbar genug seyn könnte. Gesetzt also, es würde mir wider mein Verdienst das vorerwähnte Glück zu Theil, so würde ich, um meine Freunde davon zu benachrichtigen, weder der Gerechtigkeit noch der Gnade erwähnen. Der huldreiche Monarch (würde ich zu ihnen sagen) hat dies aus Menschenliebe, aus hohem Eifer für die Kunst, aus edlem Mitgefühl meines Zustandes (oder was mir der Enthusiasmus sonst für Worte

eingeben würde) an mir gethan. Doch um nun auf den eigentlichen Punkt der Gnade zu gelangen, so kann diese, meines Bedünkens, nur da Statt finden, wo Verbrechen obwalten. Ein König läßt Gnade für Recht ergehen, das heißt, er folgt dem Antriebe seines menschlichen Herzens, und erläßt, seiner Gerechtigkeitsliebe unbeschadet, einem Verbrecher die gesetzmäßige Strafe entweder zum Theil, oder auch bisweilen gänzlich, in der festen Voraussetzung, daß dieser, gerührt von solcher unverdienten Gnade, in sich gehen, und sich der menschlichen Gesellschaft, deren Glied er ist, wieder würdig zu machen suchen werde. So weit meine unvorgreifliche Meynung über das Wort Gnade, in so fern es von Fürsten gegen ihre Unterthanen gebraucht werden kann. Was

nun aber meinen Begriff von der göttlichen Gnade anbelangt, so ist dieser von ganz anderer Art. Ich behaupte nämlich, daß das höchste Wesen uns nur in so fern gnädig ist, als es uns aus dem Nichtsseyn hervorgerufen, und zu einer ewig fortdauernden Glückseligkeit bestimmt hat; übrigens aber ist es bloß gerecht. Die Regenten der Welt sind Menschen und können fehlen; es ist daher billig, daß sie bisweilen dem Schwachen verzeihen, und Gnade für Recht ergehen lassen. Der Regierer der Welten hingegen, welcher nie fehlen kann, braucht nicht besonders gnädig und barmherzig zu seyn, indem beydes schon in seiner Gerechtigkeit liegt. Diese Wahrheit würde Jedem einleuchten, wenn der allgemein angenommene Begriff von der göttlichen Gerechtigkeit

nur nicht so schrecklich wäre. Alle bekannte Religionspartheyen in Europa legen Gott das Prädikat des Gnädigen und Barmherzigen bey, und gleichwohl kommen doch alle darin überein, daß eben dieser gnädige und barmherzige Gott Jedem, der nur ein Haar breit von dem abweicht, was sie ihm zu glauben befehlen, seiner Gerechtigkeit wegen zu endlosen Qualen verdammen werde. O! welche Ungereimtheit, welcher Widerspruch in den menschlichen Begriffen! Doch, wollte der Himmel, daß dieses die einzige Ungereimtheit und der einzige Widerspruch wäre, der den menschlichen Begriffen noch anklebte! Dann könnte man hoffen, daß auch dieser bald daraus verschwinden, und die gesamte Menschheit unter der Alleinherrschaft der gesunden Vernunft das höchste Ziel irdischer

Glückseligkeit erreichen würde. Ob dies wohl einst bey der tausendsten Generation der Fall seyn wird? Diese Frage mag die neun hundert neun und neunzigste beantworten.

Vierzehntes Kapitel.

Vierte musikalische Wanderung.

Auf diese hatte ich mich schon längst, bevor ich sie antrat, aus mehr als einer Ursache gefreut, indem Hamburg ihr Ziel war, und der Erfolg hat deutlich bewiesen, daß ich mich in keiner meiner frohen Erwartungen betrogen hatte.

Am fünften Januar 1783 reisten wir Abends von hier ab, und kamen, nach überstandener Gefahr, am sechsten Vormittags glücklich in Lenzen an. Ich

sage Gefahr, indem die Elbe, welche wir passiren mußten, sehr stark mit Eis gieng, so daß wir drey Stunden darauf zubrachten. Doch durch die Geschicklichkeit der Fahrleute gieng alles gut von Statten. Aber weswegen halte ich mich bey Dingen auf, die im Grunde gar nichts Ausserordentliches, sondern für jeden Reisenden etwas sehr Alltägliches sind? Ich glaube wenigstens nicht, daß noch irgend Jemand eine Reise von fünf und zwanzig Meilen unternommen hat, auf der ihm nicht wenigstens Eine Gefahr dieser oder ähnlicher Art zugestossen ist, hauptsächlich zur Zeit des Winters. Ich würde auch diese Sache ganz mit Stillschweigen übergangen seyn, wenn sie mir nicht Gelegenheit gäbe, eine meiner Schwächen zu gestehen, mit denen ich, um ganz aufrichtig zu seyn, doch

auch nicht zurückhalten darf. Diejenige, wovon jetzt die Rede ist, macht mir in der That das Reisen sehr beschwerlich, denn sie besteht in einer unbegrenzten Furcht im Fahren. Dies wird meinen Lesern kaum glaublich vorkommen, da ich doch so viele Jahre hindurch gereist, und (was gewiß etwas Seltenes ist) nur viermal in meinem Leben umgeworfen worden bin, ohne jedoch im mindesten dabey gelitten zu haben. Allein man wird sich diese Furcht leicht erklären können, wenn ich sage, daß mein Vater, der in diesem Punkt auch eben nicht zu den Beherztesten gehörte, sie mir schon in meiner frühesten Jugend einzuprägen suchte. Er hatte freylich hiebey die gute Absicht, mir Behutsamkeit zu empfehlen, da diese mir hauptsächlich nöthig war. Allein er gieng

hierin ein wenig zu weit. War ich z. B., wie die Kinder sehr oft zu thun pflegen, auf einen Stuhl geklettert, so rief er mir in einem Ton, aus dem der Schreck hierüber deutlich zu vernehmen war, zu: verfluchter Junge, du wirst hinunter fallen und den Hals brechen. Stand ich vor einem offenen Fenster, oder streckte ich wohl gar den Kopf ein wenig hinaus, so überfiel ihn hierüber eine gleiche Furcht, und er warnte mich immer mit Aengstlichkeit vor der Gefahr hinauszustürzen, und was dergleichen Dinge mehr waren. Genug, mein Beyspiel bestätigt aufs neue den Satz, daß es sehr schwer, ja oft unmöglich ist, die Eindrücke der frühen Kindheit im reifern Alter wieder los zu werden. — Ich fahre nun in meiner Geschichte fort. Am siebenten gab ich in Lenzen ein Concert,

welches aber in keiner Hinsicht von Bedeutung war; der Einnahme gar nicht einmal zu gedenken, die in einer so unbeträchtlichen Stadt nicht beträchtlich ausfallen kann. Der Saal war weiter nichts als ein Billiard-Zimmer von gewöhnlicher Größe, und die ganze Begleitung, welche überdies noch höchst traurig war, bestand aus zwey Violinen und einem Violonschell; ungeachtet ich mich mit Concerten hören ließ, worin die Braatsche ohne vernehmlichen Schaden nicht wegbleiben konnte. Allein es war nun einmal keine zu haben, und also bey der Sache nichts zu thun, als sie ruhig ihren Gang gehen zu lassen. Wenigstens bekam ich hierdurch Gelegenheit ein Concert zu hören, welches gewiß einzig in seiner Art war. Die Zuhörer schienen es indessen nicht so genau

damit zu nehmen, denn sie bezeugten sehr viele Zufriedenheit. Die Kunst, diesen Mangel durch Fantasien zu ersetzen, welche mir in der Folge bey ähnlichen Fällen sehr zu Statten gekommen ist, war mir damals noch verborgen. Fantasiren konnte ich zwar; allein der Fieberkranke, der in der Hitze allerley Dinge unter einander wirft, aus denen Niemand klug werden kann, fantasirt auch; und von solcher Beschaffenheit war dasjenige, was ich in dieser Art auf der Flöte hervorbrachte.

Am achten giengen wir nach Ludwigslust. Hier verfügte sich mein Vater gleich nach unsrer Ankunft zu unserm Freunde Zink. Dieser freute sich herzlich uns wieder zu sehen, und errieth natürlicher Weise, daß unsre Absicht sey, mich bey Hofe vorzustellen. Er sagte also zu mei-

nem Vater, daß wir eben recht gekommen wären, indem noch am nämlichen Abend Concert im Schlosse sey; er wolle uns dahin abholen, und S. D. den Herzog aufmerksam auf mich machen. Ich zweifle keineswegs, setzte er hinzu, daß Ihr Sohn zu Gehör kommen wird; nur heute dürfte dies schwerlich angehen, indem wir ein großes Oratorium aufführen, welches keine Zeit übrig läßt. Gesagt, gethan. Der gute Zink verschafte uns das Vergnügen, das Concert mit anzuhören. Besagtes Oratorium war die Geburt Jesu von Hertel, und wurde mit bewunderungswürdiger Feinheit und Präcision gegeben. Als die Musik zu Ende war, begleitete uns unser Freund wieder nach Hause, und gab uns die angenehme Nachricht, daß der Herzog gesonnen sey mich morgen zu

hören. Nicht wahr, meine Herren Collegen, das war sehr schön von Zink gehandelt? Ich wenigstens sollt' es meynen. Aber — wozu denn so viel Aufhebens von einer That gemacht, die jeder nicht ganz gefühllose Mensch für nichts als Schuldigkeit ansieht? Wer du auch seyn magst, guter, biederer Mann, der diese Frage an mich ergehen läßt, ein Musiker bist du wahrlich nicht! wenigstens keiner, der sich als solcher in der Welt umgesehen hat; sonst würdest du wissen, daß Handlungen solcher Art leider unter uns nicht gemein sind. Erwäge nur: Zink war Flötenspieler, ich auch; Zink lebte an einem Hofe, und dennoch . . . Doch, es wird mir in der Folge gewiß nicht an Gelegenheit fehlen, mich weitläufiger über diesen Gegenstand auszubreiten.

Ich war so glücklich zweymal bey Hofe gehört zu werden, und erhielt dafür ein Geschenk von sechs Louisd'or. Indessen überhäufte uns Zink mit Freundschaft und Gastfreyheit, und suchte alles hervor, um uns den kurzen Aufenthalt in Ludwigslust recht angenehm zu machen. Mir machte er ihn zugleich auch nützlich, indem er mir manche Lehre gab, die ich bewährt fand, und mit Dank annahm, ausgenommen, daß er mich überreden wollte, der Doppelzunge zu entsagen, und zu seiner Methode überzugehen. Beym Abschied gab er uns drey Solo's von seiner Arbeit mit, welche ich nicht nur als ein Andenken von ihm, sondern auch ihres innern Werths wegen noch immer sehr in Ehren halte. Wahrscheinlicher Weise wird sich nun keine Gelegenheit mehr finden seiner zu erwähnen.

denn ich sprach ihn seit dieser Zeit nie wieder.

Am elften reisten wir nach Eldenburg, wo wir die Nacht und den folgenden Tag bey dem dortigen Amtmann zubrachten, der ein alter Bekannter von meinem Vater war. In der Nacht vom zwölften auf den dreyzehnten setzten wir unsre Reise weiter fort, und langten am vierzehnten Vormittags in Hamburg an. Hier erfuhren wir sogleich, daß der Capellmeister Bach, auf den wir, wie sich von selbst versteht, unser erstes Augenmerk richteten, das sogenannte Einbeckische Haus fleissig zu besuchen pflege; ein öffentlicher Ort, wo damals des Abends immer viel Gesellschaft, größtentheils aus Kaufleuten bestehend, beysammen war. Wir verfügten uns zu gehöriger Zeit dahin, und

hatten also schon, ehe noch Morpheus die ersten Schlummerkörner in Hamburg über uns ausschüttete, die unbeschreibliche Freude, den weltberühmten Bach persönlich kennen zu lernen. Am Abend darauf, als wir anfiengen vertrauter mit ihm zu werden, erbat sich mein Vater von ihm die Erlaubniß, daß wir ihn morgen besuchen dürften, indem ich dem Drang nicht länger widerstehen könnte, mich vor ihm hören zu lassen. Er gab dies um so williger zu, da er selbst begierig darauf war. Als ich mich nun am folgenden Morgen in dieser Absicht bey ihm einfand, und das erste Präludium geendigt hatte, sagte er sogleich diese drey Worte: ein scharmanter Ton; und sie waren schon hinlänglich mir Muth einzuflößen. Denn ich will es ganz und gar nicht läugnen, daß mich

damals noch immer eine Art von Bangigkeit befiel, wenn es darauf ankam, vor einem Mann von anerkannter Größe die ersten Proben meiner Fähigkeit abzulegen; und so oft ich zum ersten Mal einen Componisten etwas von seiner eignen Arbeit hören lassen soll, bin ich noch jetzt von dieser Schwäche nicht ganz frey, bis er einmal seine Zufriedenheit zu erkennen gegeben hat, welches jedoch, ohne mich zu rühmen, noch jedesmal der Fall gewesen ist. Ich spielte dem Vater Bach ein Solo von seiner eignen Composition vor, und als ich es geendigt hatte, sagte er: es ist doch seltsam; der, für den ich es machte, konnt' es nicht spielen; der, für den ich es nicht machte, kann es. Kurz, ich war so glücklich seinen Beyfall zu erhalten, worauf ich mir damals nicht wenig zu Gute

that, und worüber ich mich freuen werde, so lange ich noch der Freude empfänglich bin. Nun, mein lieber kleiner Mann, (dies war die Benennung, womit mich dieser große Mann von Stund an immer beehrte, und die in seinem Munde so sanft und leutseelig klang, daß es gar nicht zu beschreiben ist) Sie haben mir was vorgespielt; jetzt will ich Ihnen auch was vorspielen. Er that es. Aber wie vermöchte ich zu schildern, was ich dabey empfand? Seine Töne waren Worte, sein Vortrag Geist und Leben, sein Ausdruck Bezauberung; jede menschliche Gemüths-Bewegung war seinem Spiele unterthan, und vor der Macht seines erhabenen Genius mußte, mit Schubart zu reden, der Hörer Wonne schauern. Er fieng mit einer seiner Sonaten an, hierauf folgte ein Rondo,

dann eine freye Fantasie, und den Beschluß machte wieder ein Rondo.

Am Abend des andern Tages sagte Bach zu meinem Vater: Denken Sie nur, es hat sich heute schon Jemand bey mir erkundigen lassen, ob es sich denn wirklich mit der Geschicklichkeit Ihres Sohnes so verhielte, als er bereits von vielen gehört hätte. Ich ließ ihm sogleich zurücksagen: wenn es nicht so wäre, würde ich es schon selbst widersprochen haben; ich könne ihm aber im Gegentheil versichern, daß man ihm noch lange nicht genug davon gesagt habe, indem es alle Beschreibung übertreffe. Ich bitte meine Leser, mir diese wörtliche Wiederholung ja nicht als Prahlerey auszulegen. — Doch ich glaube in der Vorrede mich schon hinlänglich

hierüber gerechtfertigt zu haben, also kein Wort mehr davon.

Nach einigen Tagen lernte ich auch den jetzigen Musikdirektor Schwenke kennen. Dieser war zur selben Zeit noch ein Jüngling; indessen spielte er doch schon die schwersten Fugen von Sebastian Bach mit solcher Sicherheit, als ich sie von keinem ausser ihm gehört habe. Auch besaß er dabey viel Anlage zur Composition, und verstand die Kunst des reinen Satzes vollkommen. Dieses Lob gab ihm selbst der nichts verschonende Kirnberger, welches gewiß sehr viel sagen will.

Am fünf und zwanzigsten gab ich in Hamburg mein erstes Concert. Es war zwar nicht sehr zahlreich, aber dafür hielt mich der Beyfall meiner Zuhörer hinlänglich schadlos, und dies um so

mehr, da sich auch Bach unter ihnen befand. Ueberhaupt glaube ich, daß der Geldverdienst nicht gerade das einzige ist, worauf es einem Künstler ankommen muß. Ich wenigstens habe auf meinen Reisen viele Concerte gegeben, welche, so beträchtlich sie auch ausfielen, mir dennoch sehr gleichgültig waren. Hingegen gab ich auch wieder manches, dessen ich mich noch immer mit dem lebhaftesten Vergnügen erinnere, obschon wenig dabey in den Beutel fiel. Der Beyfall der Kenner, eine fortdauernde Stille und Aufmerksamkeit der Zuhörer überhaupt — welche das sicherste Kennzeichen ist, daß wir auch den Beyfall der Liebhaber, der uns ebenfalls nicht ganz gleichgültig seyn darf, erhalten haben — und endlich eine Begleitung, die, wenn sie auch gerade nicht aus

Meistern besteht, doch wenigstens so beschaffen seyn muß, daß sie es uns nicht schlechterdings unmöglich macht, unsre Fähigkeiten zu zeigen; dies sind die Dinge, die jedem Künstler, welcher weiß was Ehre ist, sehr am Herzen liegen. Ich gebe gern zu, daß diese Münzen freylich nicht tauglich sind, Gastwirthe, Postmeister und Fuhrleute damit zu befriedigen. Doch, da bey einem Künstler, der seiner Sache gewiß ist, gemeiniglich Ruhm und Geld vereinigt sind, so kann er sich immer bey vorkommenden Ausnahmen mit den für Gastwirthe, Postmeister und Fuhrleute unbrauchbaren Münzen begnügen. Nur alsdann hat er einiges Recht zu murren, wenn auch diese fehlen; thut er es aber im entgegengesetzten Fall, so giebt er dadurch

zu erkennen, daß es ihm eben nicht sonderlich um Ehre zu thun ist.

Das zweyte Concert, welches ich den ersten Februar gab, trug bey weitem mehr ein als das erste. Hier ereignete sich aber ein für mich sehr unangenehmer Vorfall. Wir hatten uns nämlich, wie dies in großen Städten nicht anders geht, ins Concert fahren lassen. Im Wagen hatte mein Vater das Mittelstück meiner Flöte verloren. Es würde zu weitläufig seyn, wenn ich erzählen wollte, wie dies zugieng. Genug, er ward den Verlust nicht eher inne, als bis die erste Symfonie beynahe geendigt war, und ich nun mit meinem Concert auftreten sollte. Man kann sich unsern beyderseitigen Schreck leicht vorstellen. Was war nun anzufangen? Nach dem Fiaker zu schicken, um das Fehlende

herbeyschaffen zu lassen, dazu war keine Zeit mehr, und das Publikum in grossen Städten, besonders in Hamburg, läßt in dieser Hinsicht nicht mit sich spassen. Es mußte also einer aus dem Orchester seine Flöte hergeben. Ich versuchte in der größten Geschwindigkeit, ob es möglich sey, einen gescheuten Ton darauf hervorzubringen. Es hielt schwer, indem dies Instrument nicht nur falsch, sondern auch sehr unsauber war; indessen gewagt mußt' es seyn — und ich fieng an. Mein Vater lief, so bald er mich vorgeführt hatte, in größter Herzensangst zum Saal hinaus; doch kaum hatte ich einige Takte geblasen, so holte ihn ein Bekannter, der um die Sache wußte, wieder zurück. Kommen Sie, kommen Sie, sagte er zu ihm, fürchten Sie nichts für Ihren Sohn; denn wenn

man dem auch einen Besenstiel in die Hand gäbe, so würde er ihm Töne zu entlocken wissen. Indessen, da noch während des Concerts das fehlende Mittelstück wieder zum Vorschein kam, so konnte ich dasselbe auf meiner eignen Flöte zu Ende bringen; da dann freylich das Publikum einen wesentlichen Unterschied wahrnehmen mußte. Indessen trug dieser Zufall nicht wenig bey, meinen Ruhm, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu vergrößern, und man sprach viele Tage lang darüber.

Um nichts von dem zu übergehen, was mir damals in Hamburg Wichtiges begegnete, darf ich auch nicht aus der Acht lassen, daß mir hier der erste Aufsatz vorgelesen wurde, der in einer periodischen Schrift über mich erschienen ist. Er befindet sich im Musikalischen

Magazin, welches Herr Cramer, der damals als Professor in Kiel und gegenwärtig als Buchhändler in Paris lebt, herausgab; ich erinnere mich dessen aber nicht mehr deutlich genug, um mehr davon zu sagen, auch habe ich den Urheber desselben nie erfahren.

Als wir den fünften Abends am bewußten Ort wieder mit Bach zusammen kamen, und er mit seiner gewöhnlichen Güte über mich urtheilte, meynte mein Vater, es wäre doch wohl etwas an mir auszusetzen. Und das wäre? fragt Bach. Mein Sohn eilt im Takt, versetzte mein Vater. Das sagen Sie ihm aus Haß nach, fiel Bach ihm schnell ins Wort. Indessen läugnete er mit Recht, was mein Vater mit gleichem Rechte behauptete; indem ich mich damals noch öfters von Jugendfeuer oder Furcht zu

diesem Fehler hinreissen ließ. Mein Vater rief mir in dergleichen Fällen oftmals zu: Du hast Zeit, mein Sohn, es ist Niemand mit einer Hetzpeitsche hinter dir, um dich vorwärts zu treiben. In Bachs Gegenwart aber habe ich mich gewiß immer sorgfältig vor dieser Untugend gehütet, sonst würde es seine Aufrichtigkeit wohl nicht zugelassen haben, meinem Vater hierin zu widersprechen. Sie geben nun morgen ihr Concert in Altona, sagte er ein Weilchen nachher zu uns; übermorgen aber, setzte er hinzu, essen sie eine Suppe bey mir, und dann wollen wir den ganzen Nachmittag beysammen bleiben; da können wir ja ein wenig komponiren, oder uns sonst die Zeit auf eine angenehme Art verkürzen. Ich gab demnach am sechsten ein Concert in Altona, oder eigentlich in

Ottensen (wie die Vorstadt genannt wird), weil in der innern Stadt keine Gelegenheit dazu war. Die Einnahme fiel ziemlich gut aus; das Orchester aber, welches aus sogenannten Pragern bestand, war desto schlechter. — Wurde z. B. ein Adagio in Dreyvierteltakt im gehörigen Zeitmaaß angefangen, so war es nach wenigen Takten schon Andante; und bevor noch das erste Ritornell geendigt war, hätte man füglich Menuet darnach tanzen können. In der That kenne ich für einen Solospieler nichts unangenehmers, fast möchte ich sagen nichts schrecklichers, als taktlose Begleiter; so wie es auch für einen guten Ripienisten ein Teufelswerk seyn muß, wenn er es mit einem solchen Concertisten zu thun hat, (dergleichen es leider in unsern Zeiten viele giebt,

die der Taktmäßigkeit eine ewige Feindschaft zugeschworen zu haben scheinen). Für einen Ripienisten, sage ich, muß dies noch weit unangenehmer seyn, als für einen Concertisten der umgekehrte Fall; denn dieser hat sich bereits dasjenige eingeübt, was er vorträgt, und kennt den Zusammenhang des Ganzen; von jenem aber wird gefordert, daß er prima vista spielen soll.

Doch nun wieder auf vorbesagtes Concert zurückzukommen, so verschafte mir dasselbe Gelegenheit, den berühmten Professor Unzer kennen zu lernen, dessen ich bereits im siebenten Kapitel erwähnt habe. Auch folgte, wie es in Altona üblich war, ein Ball auf das Concert, der aber um Mitternacht schon zu Ende gieng.

Nunmehr sey mir vergönnt, die Be-

gebenheiten des folgenden Tages, welcher mir ewig unvergeßlich, ewig erfreulich seyn wird, etwas ausführlich zu erzählen, indem die letztere derselben zur öffentlichen Verbreitung meines musikalischen Rufs unstreitig das meiste, wo nicht alles beygetragen hat. Wir blieben nämlich bis zur Mittagszeit in Ottensen, zählten emsig Stunden und Minuten, und konnten kaum die Zeit erwarten, bis endlich der erseufzte Wagen kam, uns dem Tempel der Harmonie zuzuführen. Ich äusserte gegen einen Kaufmann, der bis innerhalb Hamburgs Mauern mit uns fuhr, eine lebhafte Freude darüber, daß ich heute abermals so glücklich seyn würde, mich in Bachs Gesellschaft zu befinden, und sein Spiel anzuhören. Auf das letztere werden Sie wohl Verzicht thun müssen, versetzte

dieser, denn Nachmittags spielt er nie. Doch, guter Freund, wie wenig kanntest du deinen Mann! Als wir in Bachs Wohnung anlangten, war es gerade Zeit zu Tische zu gehen. Herr Leister, der Hamburger Zeitungsschreiber, dessen Bekanntschaft ich schon vorher gemacht hatte, ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, und überdies ein munterer und angenehmer Gesellschafter, war auch zugegen; und da nun Bach gleichfalls in seinem Umgang eben so liebenswürdig war, als groß in seiner Kunst, so wurde das Mahl durch heitere Gespräche gewürzt, welche sich größtentheils nur um Musik dreheten. Nach aufgehobener Tafel schickte sich Bach sogleich an, den bewußten Kaufmann zum Lügner zu machen, indem er uns abermals zwey seiner meisterhaften Rondo's zu hören gab.

Hierauf ward er von meinem Vater ersucht, die nämliche Probe mit mir anzustellen, in der ich vor Kirnberger so übel bestanden war, wie meinen Lesern noch aus dem zwölften Kapitel erinnerlich seyn wird. Doch da ich nunmehr schon etwas weiter in das Gebiet der Theorie eingedrungen war, so wollte es dem guten Bach nicht gelingen mich irre zu machen, ungeachtet es wohl keinem Zweifel unterworfen ist, daß er die musikalischen Sophismen eben so in seiner Gewalt hatte als Kirnberger; auch wandte er gewiß nicht weniger Mühe an. Allein so oft er in einem Hauptaccord liegen blieb, und mich fragte, in welcher Tonart er nun sey, gab ich ihm allemal die richtige Antwort, ohne mich erst zu besinnen. Nach manchem fruchtlosen Versuch gab er endlich seine Verwunderung

hierüber zu erkennen. „Nein," rief er aus, „dergleichen ist mir doch noch nicht vorgekommen; bis dato gelang es mir noch mit Jedem ihn zu fangen, selbst die Mara nicht ausgenommen; hier aber muß meine Kunst scheitern. Doch à-propos, wie steht es nun ums Componiren?" — Herr Capellmeister, erwiederte mein Vater, es dürfte hier leicht eine Art von Betrug vorgehen, indem mir mein Sohn ein Stück in die Feder diktiren könnte, welches er auswendig gelernt hätte. Um diesem vorzubeugen, muß ich Sie bitten, ihm ein Thema aufzugeben, etwa zu einem Solo-Allegro. Bach that dies sogleich; ich nahm die Flöte zur Hand, blies es nach, extemporirte noch etwas darüber, legte sodann mein Instrument wieder beyseite, und diktirte meinem Vater das Thema und

den ersten Theil des ganzen Stücks. Als dies geschehen war, übersah es Bach, fand es richtig, wandte sich sodann zu meinem Vater und brach in folgende Worte gegen ihn aus: Sie haben mir zwar öfter gesagt, daß Ihr Sohn komponiren könne; aber nehmen Sie mir's nicht übel, ich hab' es Ihnen nicht geglaubt; nun hat mich der Augenschein überführt! Nein, Herr Leister, fuhr er gegen diesen fort, dies darf der Welt nicht verborgen bleiben; sorgen Sie ja dafür, daß es recht bald bekannt wird, und berufen Sie sich nur kühn auf mich. Mein Urtheil gilt doch auch noch etwas in der musikalischen Welt. — Wirklich schrieb Leister diesen Vorfall in die nächste Zeitung, und ließ ihn auch bald nachher ins musikalische Magazin einrücken.

Am achten befanden wir uns Nachmittags schon wieder in Altona, wo wir einen frohen Abend zubrachten, und auch die Nacht blieben, wie dies nicht anders möglich war, weil (beyläufig gesagt) in Hamburg der Gebrauch herrscht, so bald es finster wird, die Thore zu verschliessen und sie für Niemand mehr zu öffnen, bevor der neue Tag wieder angebrochen ist. Indessen befanden wir uns diesmal in der innern Stadt, und zwar in einem Gasthofe, wo eine Gesellschaft von Kaufleuten versammelt war, welche mich ausdrücklich hatten kommen lassen, um mich Solo zu hören; wofür ich denn auch ein verhältnißmäßiges Geschenk erhielt. Da es nun einmal Sitte ist, dasjenige, was wir doch eigentlich n i c h t u m s o n s t bekommen, ein Geschenk zu nennen, wenn es nämlich von Großen

herrührt, warum sollte man ihm nicht mit gleichem Rechte diesen Namen beylegen können, wenn Leute unsers Gleichen es uns zufliessen lassen?

Am neunten und sechszehnten ließ ich mich in Hamburg in zwey stehenden Privat-Concerten hören. Dasjenige, worin ich zuerst spielte, wurde vom Musikverleger Westfahl, das zweyte von einem gewissen Moritz gehalten, dessen Stand mir nicht mehr erinnerlich ist; ich vermuthe aber, daß er ein Kaufmann war. Genug, ich ward beydesmal gut bezahlt.

Indessen brachte ich mehrere Tage mit Vollendung meines angefangenen Solo's zu. Bach nahm die Mühe auf sich, die darin vorkommenden Fehler zu verbessern. Viele seiner Veränderungen waren mir sogleich einleuchtend. Billig hätte

ich mich nun auch über diejenigen bey ihm befragen sollen, deren Grund ich nicht einsah, er würde mir gewiß die gehörige Auskunft darüber gegeben haben. Aber wie hätte mein kindischer Unverstand wohl darauf fallen können, daß dies nothwendig sey? O! du großer Mann, warum ließ doch der Zufall mich nicht zwanzig Jahre früher, oder Dich zwanzig später geboren werden! Warum mußtest du, da ich dich kennen lernte, bereits ein so hohes Alter erreicht haben, ich hingegen noch ein bloßes Kind seyn, dessen schwacher Geist die Größe und Erhabenheit des deinigen nicht zu fassen vermochte, nicht zu würdigen verstand! Warum mußte ich schon als Jüngling deinen Tod betrauren? Doch wohl dir! Du bist vorausgegangen in das Land der Harmonie, wo dein reiner Geist

schon längst einheimisch zu seyn schien, während du noch unter uns warst. Wir hingegen irren noch immer in den unwirthbaren Wüsten der verbotenen Quinten und Oktaven umher, wo so mancher moralische Septimen-Accord unrichtig aufgelöst wird. O! meine musikalischen Freunde (bekannte oder unbekannte gilt mir gleich, genug ich nenne euch Brüder, in so fern eure Herzen der reinen Harmonie empfänglich sind), auch wir sind gegenwärtig nichts anders als Septimen-Accorde; laßt uns also dahin trachten, daß dereinst unsre Auflösung vor dem allgemeinen Vater der Consonanzen harmonisch-richtig befunden werde; dann können wir sicher darauf rechnen, uns in jenem unbekannten Lande, von welchem uns eine innere Stimme mit männlicher Festigkeit zuruft,

daß es ein schönes Land sey, als reine Haupt-Accorde wieder zu finden und wieder zu erkennen.

Am zwey und zwanzigsten gab ich für diesmal mein letztes Concert in Hamburg. Es war zwar nicht das zahlreichste, aber dafür das einträglichste; denn es war auf Unterschrift, zu einem dänischen Dukaten das Billet, veranstaltet worden; da hingegen bey den vorhergehenden nur der gewöhnliche Einlaßpreis, nämlich zwey Mark oder sechszehn Groschen schwer Geld, Statt gefunden hatte. Hier produzirte ich auch nun zum ersten und letzten Mal in meinem Leben das vorhin erwähnte Solo, welches (im Vorbeygehen gesagt) nicht viel besser gerathen war, als dasjenige, wovon ich im zwölften Kapitel gesprochen habe. Freylich war ich nicht aber-

mals so unvernünftig zu Werke gegangen, den Baß durch Contra-Töne unbrauchbar zu machen, der überdies durch Bachs Feile so rein geworden war, wie gediegenes Gold; allein die Bearbeitung des Ganzen war alt und schwerfällig; auch lief mancher adoptirte Fremdling mit unter; denn hierin dachte ich damals überhaupt noch nicht sonderlich gewissenhaft. In spätern Jahren aber habe ich angefangen mich sorgfältig vor Plünderungen dieser Art zu hüten, weil sie mir immer ein sicheres Kennzeichen von Armuth zu seyn scheinen, und für ärmer möchte ich in dieser Hinsicht doch auch nicht gerne gelten, als ich es in der That bin.

Am drey und zwanzigsten reisten wir zu unserm Vergnügen nach Ottensen. Hier lernten wir wider Vermuthen Herrn

Seidel kennen, mit dessen achtungs=werther Familie wir schon bekannt wa=ren; dies war nämlich der Wirth, in dessen Hause wir bereits logirt und Con=cert gegeben hatten; er war aber dabey nicht gegenwärtig gewesen, sondern erst ein Paar Tage vor unsrer letzten Ankunft aus Amsterdam zurückgekehrt, wohin er eine Geschäftsreise unternommen hatte. Er erzählte uns, daß er daselbst bereits von mir hätte sprechen hören, welches meinen Lesern allerdings sehr sonderbar vorkommen wird. Ich selbst kann nicht begreifen, wie sich schon damals meine musikalische Renommée bis dahin er=streckt haben sollte; dessen ungeachtet glaube ich nicht, daß er uns mit Un=wahrheit hintergieng; denn er war kein Windbeutel, sondern ein gerader deut=scher Biedermann, mit dem wir bald

vertraut wurden, und in dessen Gesellschaft wir uns bis in die späte Nacht recht wohlgefielen. Er war Dichter und Componist, gehörte aber in beydem mehr unter die Dilettanten, als unter die vollendeten Meister; auch erstreckte sich seine Composition bloß auf kleine Lieder, die er selbst gedichtet hatte. Er spielte und sang uns verschiedenes davon vor, das in der That nicht unangenehm zu hören war. Am folgenden Morgen giengen wir wieder nach Hamburg zurück, wo nun nichts Merkwürdiges weiter vorfiel. Es sey mir also vergönnt, nur folgende Bemerkung beyzufügen. Wenn die Zeit meines damaligen Aufenthalts in Hamburg nicht eine der vergnügtesten Perioden meines Lebens war, so ist es gewiß nunmehr die Rückerinnerung derselben. Wie wäre ich wohl damals fähig gewe

sen, so lebhaft zu empfinden, als jetzt? Denn, um aufrichtig zu reden, war ich, ausser der Musik, ein gänzlich ungebildeter Knabe, mit einem Wort, ein ausgemachter Pinsel, der wenig mehr zu reden wußte, als ja ja, und nein nein. Was sich weit darüber erstreckte, waren mir böhmische Dörfer. Wie es aber zugegangen ist, daß ich nicht mein ganzes Leben hindurch so ein zweydeutiges Mitteldïng von Menschen und Vieh geblieben bin, und wem ich mein Bischen Kultur zu verdanken habe, werden meine Leser gehörigen Orts erfahren.

Wir verliessen Hamburg am sechs und zwanzigsten des Abends, und kamen am sieben und zwanzigsten Vormittags in Lüneburg an. Hier lernten wir fürs erste den Stadtmusikus Marquart kennen, einen sehr brauchbaren Mann, der

als Violinist und Flötenspieler, wenn gleich nicht unter die vorzüglichsten Meister, doch auch gewiß nicht unter die Stümper gerechnet werden darf. Auch hat er verschiedenes komponirt, worüber es mir aber nicht geziemt öffentlich zu urtheilen, indem nichts davon im Publikum bekannt geworden ist.

Am dritten Merz gab ich in Lüneburg ein Concert; ich weiß nicht mehr, ob die Einnahme gut oder schlecht war, doch glaub' ich das Erstere.

Am fünften ließ ich mich gegen Bezahlung im gewöhnlichen Liebhaberkoncert hören. Ehe ich aber diesen Ort wieder verlasse, muß ich zweyer Sekretäre, Müller und Seelig, erwähnen; ich nenne sie ausdrücklich beyde, weil Einer von ihnen die Flöte als Dilettant recht gut spielte, mir aber nicht mehr

genau erinnerlich ist, welcher von beyden es war; genug, er war der Erste, bey welchem wir eine Flöte mit mehrern Klappen vorfanden. Meinem Vater war es als einem ausgelernten Goldschmid ein leichtes, ein Modell darnach zu nehmen, es auf unsre Instrumente anzuwenden, und sie noch mit einer neuen Vollkommenheit zu bereichern, indem die lange F-Klappe, welche für den kleinen Finger der linken Hand bestimmt ist, und die man jetzt aller Orten kennt, lediglich ihn zu ihrem Erfinder hat.

Am sechsten reisten wir von Lüneburg ab, blieben die Nacht in einem Dorfe, und kamen den siebenten zur Mittagszeit in Lüchow an. Hier besuchten wir, so bald wir nur einigermaßen den ungestümen Forderungen des Magens (welcher nach Blumauer derjenige Gott

ist, der weder Atheisten noch Glaubens-zweifler zählt) Genüge geleistet hatten, einen Doktor der Medizin, Namens Riebock, dessen Bekanntschaft mein Vater zwey Jahre zuvor gemacht hatte. Dieser Doktor schien sich mehr mit der Flöte als mit seinem eigentlichen Fache zu beschäftigen; wenigstens weiß ich nicht, ob ein medizinisches Buch von ihm vorhanden ist; aber unter dem Titel, Bemerkungen über die Flöte, hat er ein kleines Werkchen drucken lassen. Ich würde mich nicht unterfangen weitläufig über ihn zu urtheilen, da er doch eigentlich nur ein Liebhaber war; da er aber öffentlich über die Flöte geschrieben, so glaube ich einiges Recht zu haben, meine Meynung über dasjenige zu sagen, was er für dieses Instrument that und auf demselben leistete.

Er erfand nämlich eine besondere Art von Klappen, welche sich von den gewöhnlichen dadurch unterscheiden, daß, wenn man sie öffnet, der Deckel derselben sich nach allen Seiten hin bewegen läßt, indem er vom Stiel abgesondert ist, und durch eine Schraube mit ihm vereinigt wird. So bald man also die Klappe wieder zumacht, fällt sie immer, wie es sich gehört, auf die Mitte, und kann natürlicher Weise nicht so leicht verbogen werden, als eine gewöhnliche. Ich besitze selbst noch zwey Instrumente, welche mit Klappen dieser Art versehen sind; allein ich muß aufrichtig bekennen, daß ich im Grunde doch den gewöhnlichen den Vorzug gebe, mit welchen sich wenigstens nie ereignen kann, was mir einst mit einem dieser neuerfundenen begegnet ist. Damit ich nicht nöthig

habe, diesen Gegenstand ferner zu berühren, will ich die Sache kürzlich hier mittheilen. Als ich nämlich den sechsten Februar 1787 mein erstes Concert in Bielefeld gab, fiel, so oft ich die Es-Klappe öffnete, der Deckel, dessen Schraube etwas zu willig geworden war, auf die Seite, so daß die Klappe, wenn ich den Finger wieder davon nahm, offen stehen blieb. Konnte ich nun dann und wann die rechte Hand auf einen Augenblick entbehren, um hinzulangen und sie wieder zuzulegen, so war es gut; aber dies gieng nur äusserst selten an; mithin bekam ohne meine Schuld das Publikum gar oft Es statt D zu hören, welches natürlicher Weise eine sehr unangenehme Wirkung that. Ich sah mich also genöthigt, um nicht mein ganzes Concert zu verunstalten, die

Klappe ganz und gar liegen zu lassen, und mich der krummen oder sogenannten Dis-Klappe zu bedienen. Man kann leicht denken, wie sauer mir dies werden mußte; auch verlor hierdurch die Flöte immer etwas von ihrer Reinheit; indessen war dies doch nicht so auffallend als das vorige, und konnte nur von geübten Kennerohren wahrgenommen werden.

Nun zu einem andern Gegenstand von Riebockischer Erfindung. Er machte nämlich einen Ausschnitt am Kopfstück, und zwar in der Gegend, wo es an die Kinnlade gelegt wird; er meynte hierdurch die Flöte dem Munde näher zu bringen, und sie etwas mehr von dem Ausglitschen zu sichern, wenn allenfalls die Lippen schwitzen sollten. So wahr dies nun auch einigermaßen seyn mag,

so möchte ich die Sache doch keinem Flötenspieler zur Nachahmung empfehlen, weil dadurch der Ansatz für andre Instrumente unbrauchbar gemacht wird. Denn daß man bisweilen in die Nothwendigkeit versetzt werden kann, sich eines fremden zu bedienen, hat mein eignes Beyspiel bewiesen. Riebock verfertigte auch selbst Flöten. Eine davon besitze ich selbst noch, die ich im Oktober 1786 zu Hannover aus seinem Nachlaß kaufte; und ich muß gestehen, ohne irgend Jemand zu viel zu thun, daß ich Flöten von sogenannten Meistern in Händen gehabt habe, die meiner Riebockischen in jeder Hinsicht nachstehen müssen. Und doch kann man ihn in diesem Fache nur als einen bloßen Liebhaber betrachten, weil ein ganz eignes Studium dazu erfordert wird, wenn

man anders gesonnen ist, nach gründlichen Regeln der Mechanik und nicht aufs Gerathewohl zu arbeiten. Beyläufig muß ich ja auch wohl ein Paar Worte davon sagen, von welcher Beschaffenheit Riebocks Flötenspiel eigentlich war. Was also seinen Ton betrift, so war er gerade nicht schlecht zu nennen; indeß suchte Riebock eine besondre Ehre darin, das D und Es in der Tiefe mit solcher ungeheuern Gewalt herauszuschmettern, daß einem die Ohren hätten gellen mögen. Doch erstreckte sich dies nur auf diese beyden Töne; mit den übrigen gieng er nicht so unbarmherzig zu Werke. Aber wo blieb nun das schöne Ebenmaaß, die jedem unverdorbenen Ohre so wohlthuende Gleichheit der Töne überhaupt? Denn man kann leicht erachten, wie sehr das E,

welches schon an und für sich ein schwacher Ton auf der Flöte ist, dagegen abstechen mußte. Gleichwohl thut er sich auf dies Anschmettern oder (wie er's in seinem Büchlein nennt) dies brilliante Anblasen vorbesagter Töne viel zu gut, indem er bemerkt, daß bisweilen die Fenster davon erzittert hätten, daß er zuweilen in Versuchung gerathen sey, nachzusehen, ob es nicht der Flöte einen Sprung verursacht hätte u. s. w. Von seinem Vortrag wird es nun wohl jedem Kenner von selbst einleuchten, daß dieser unter aller Kritik war. Doch genug von ihm als Flötenarbeiter und Flötenspieler! Als Mensch betrachtet, hatte er einen sehr gefälligen Charakter, und war in seinem Umgang ein Mann, wie es wenige giebt; er besaß nicht gemeine Kenntnisse, und viel Lebensart.

Wir speisten den Abend und den folgenden Mittag bey ihm, reisten bald nach Tische von Lüchow wieder ab, und langten, bevor der Abend anbrach, in Salzwedel an.

Hier trug sich weiter nichts Wichtiges mit uns zu, als daß wir bald in verschiedenen Häusern bekannt wurden, daß man uns allenthalben gütig aufnahm, daß wir fast jeden Tag in angenehmer Gesellschaft zubrachten, und daß ich endlich am dreyzehnten ein Concert gab, welches nach Beschaffenheit des Orts nicht schlecht ausfiel.

Am vierzehnten verliessen wir Salzwedel, um uns wieder nach unsrer Heimath zu begeben. Auf dieser Reise kam es uns sehr gut zu statten, einen geschickten und entschlossenen Fuhrmann bekommen zu haben, welcher uns,

ungeachtet die Wege sehr verschneit wa= ren, in zwey Stunden nach Arendsee brachte, welches doch drey gute Meilen von Salzwedel entfernt ist. Dies wäre aber bey aller seiner Geschicklichkeit nicht möglich gewesen, wenn er den Weg bis Arendsee nicht genau gekannt hätte; aber weiter wußte er ihn nicht. Indeß schneite es noch immer mit aller Gewalt fort, und nun fuhren wir in die Welt hinein, ohne zu wissen, wohin uns der Zufall endlich führen würde; aber die Entschlos= senheit und Vorsichtigkeit unsers Fuhr= manns half uns alles glücklich überste= hen, und nach dreystündigem Herumir= ren erreichten wir ein Dorf, wo wir uns, da es bereits anfieng dunkel zu werden, entschloßen zu übernachten, un= geachtet wir sogleich erfuhren, daß wir uns erst — eine halbe Meile von Arendsee

entfernt hatten. Indeß waren wir froh unter Dach und Fach gekommen zu seyn. Als am andern Morgen das Irrefahren wieder von neuem angieng, sah mein Vater sogleich die Unmöglichkeit ein, Stendal noch am nämlichen Tag zu erreichen, wofern wir nicht einen Wegweiser annähmen. Dies geschah dann auch, und so langten wir Nachmittags bey guter Zeit glücklich zu Hause an, worüber wohl Niemand froher war als ich; denn was noch sehr zur Vergrößerung meiner Furcht im Reisen beyträgt, ist das Irrefahren, besonders im Schnee, und ich bin schon um vieles beruhigter, wenn ich gewiß weiß, daß mein Postillion oder Fuhrmann des Weges genau kundig ist. Bey erstern sollte freylich hierin kein Zweifel Statt finden; aber leider hat mich die Erfahrung nur zu

oft vom Gegentheil überführt. Hier in Stendal gab ich den folgenden Monat ein Concert, welches eben so gut, wo nicht besser ausfiel, als das erste. Nun hielten wir uns noch beynahe drey Monat hier auf; in dieser Zeit fiel aber nichts weiter vor, als eine kleine Reise, welche jedoch nicht musikalisch war, und hier also mit Stillschweigen übergangen wird.

Fünfzehntes Kapitel.

Eigentlicher Anfang meiner größern musikalischen Reisen. Der uneigennützige Lehrer und der neue Prophet. Auch der Verfasser bekömmt Lust ein wenig zu prophezeyen.

Ehe ich fortfahre den fernern Verlauf meiner Geschichte zu erzählen, muß ich vorläufig bemerken, daß ich der Einnahme bey meinen gegebenen Concerten inskünftige nur da erwähnen werde, wo ich sie entweder ausserordentlich gut oder ausserordentlich schlecht fand. Mit den Begleitungen bin ich gesonnen es eben so zu halten, wobey im letztern Falle manche drollichte Anekdote mit unterlaufen wird. Die Geschenke aber, so

ich von großen Herren erhalten habe, werde ich, so weit sie noch meinem Gedächtniß erinnerlich sind, jedesmal bestimmt anführen.

Der 7. Juli 1783 war also derjenige Tag, an welchem ich mit meinem Vater Stendal abermal verließ, wenig ahnend, daß ich es nie wieder mit ihm betreten würde. Unsre Reise gieng an diesem Tage nur bis Tangermünde. Hier gab ich am achten ein Concert. Am neunten giengen wir nach Rathenau, wo ich am elften Concert gab. Am zwölften gieng die Reise nach Brandenburg, wo Tags darauf ein gleiches geschah. Hier kann ich nicht unbemerkt lassen, daß die Einnahme ganz erbärmlich ausfiel, woran zum Theil der Umstand Schuld haben mochte, daß Brandenburg ein zu großer Ort ist, als

daß die Sache in so kurzer Zeit hätte gehörig bekannt werden können, und überdies Nachmittags ein Gewitter einfiel, welches beym Anfang des Concerts noch immer fortdauerte, und manche Personen zurückhalten mochte.

Am vierzehnten giengen wir nach Potsdam. Hier übernahm es sogleich der Kammermusikus Karl Benda, dieser vortreffliche Mann, dessen Bekanntschaft ich schon bey meinem vorigen Aufenthalt in Potsdam gemacht hatte, mir Unterricht im Adagio zu geben.

Den dritten oder vierten Tag nach unsrer Ankunft ward der Anfang damit gemacht. Sie wollen nun zwar meinen Sohn Adagio spielen lehren, sagte mein Vater zu ihm, als wir uns das erste Mal in dieser Absicht bey ihm einfanden;

aber was zahle ich Ihnen nun auch dafür? Einen großen Dank, erwiederte der uneigennützige Lehrer. In der That kann ich meinem Schöpfer nicht genug für den Beystand danken, welchen ich in den wichtigsten Vorfällen meines Lebens von edeln Menschen empfieng, die mir entweder in meiner Laufbahn den Weg zum Wahren zeigten, oder mir sonst auf irgend eine Weise in meinem Fortkommen behülflich waren, ungeachtet sie mich nichts weiter angiengen als alle andre Menschen. Nun giebt mir zwar meine Filosofie die sichere Ueberzeugung, daß diese Personen nicht durch unmittelbaren göttlichen Antrieb genöthigt wurden so gegen mich zu handeln, weil sonst die menschliche Freyheit ein Unding wäre; allein in so fern Gott der Urquell alles Guten ist, sind wir ihm

für jedes Gute, das uns durch andre Menschen zufließt, Dank schuldig, und selbst für das Böse, was der Allgütige doch nur darum über uns ergehen läßt, damit wir das darauf oder daraus folgende Gute desto lebhafter empfinden sollen. Wie könnten wir aber wohl unsre Dankbarkeit gegen das höchste Wesen besser an den Tag legen, als dadurch, daß wir sie gegen unsre Wohlthäter auszuüben suchen. O! daß ich es gegen dich, würdiger Lehrer, nicht anders als durch Worte zu thun vermag! Indessen bin ich überzeugt, daß du den Willen für die That annehmen, und mit diesem kleinen Tribut, welchen ich dir hier im Angesicht der Welt zolle, zufrieden seyn wirst. Doch ich muß nun auch wohl sagen, wie Benda bey seiner Lehrart verfuhr. Er wählte die vorzüglichsten

Adagio's aus Quantzischen Concerten; diese setzte er nach seiner Manier aus, alsdann wurden sie mir zu Hause von meinem Vater vorgespielt, und so bald ich sie auswendig wußte, zeigte mir Benda den richtigen Vortrag derselben. Als ich auf diese Weise ungefähr ein halbes Dutzend gelernt hatte, fieng ich allmählig an mit seiner Manier vertrauter zu werden. Er machte, um sich davon zu überführen, einen kleinen Versuch, und ich war in den meisten Fällen so glücklich seine Gedanken zu errathen. Ausser diesem wüßte ich, um in meiner fernern Geschichte fortzufahren, nur noch wenig von ihm zu erzählen; indessen ist mir Karl Benda viel zu wichtig, als daß ich ihn so schnell wieder verlassen könnte. Gefühlvolle Leser werden es mir daher nicht verargen,

wenn ich mich noch ein wenig bey ihm verweile. Zuerst also ein Paar Worte über Karl Benda den Künstler, welche mir bald Gelegenheit geben werden, auch auf Karl Benda den Menschen zu kommen. Als Violinist und Clavierspieler gehört er, wenn ich ihn anders richtig zu beurtheilen vermag, unter die Meister; als Tonsetzer ist er ein würdiger Zögling des berühmten Kirnberger. Dies wird hoffentlich genug gesagt seyn. Indessen herrscht in seinen Arbeiten (welche meiner Meynung nach keinen andern Fehler haben, als daß ihre Anzahl sehr beschränkt ist) zwar nicht die tiefe Gelehrsamkeit, aber dafür auch weit mehr Geschmack, als in den Werken seines Lehrers. Doch, wie gesagt, es ist ewig Schade, daß Karl Benda so sehr wenig gesetzt, und meines Wissens selbst von

diesem Wenigen gar nichts herausgegeben hat. Alles, was ich von ihm kenne, besteht blos in einer Ouvertüre und in einem Flötenquintett. Jene fängt mit einem rührenden Adagio an, und endigt mit einer Fuge, worin der Verfasser die seltene Geschicklichkeit gezeigt hat, Kunst mit Geschmack zu vereinigen; dieses besteht in einem Allegro, einer Polonaise und einem Rondo. Ich empfieng es aus seiner Hand, produzirte es vielfältig auf meinen Reisen, und jedesmal erhielt es einen ausgezeichneten Beyfall.

Doch da der berühmte Abt Vogler schon seit mehr als achtzehn Jahren durch die bloße Musik Feld- und See-Schlachten geliefert, Todesfälle erzählt, den Kampf der Elemente geschildert, Geistererscheinungen bewirkt, das Wehklagen der Bedrängten und das Froh-

locken der Geretteten nachgeahmt, und hundert andre Wunder dieser Art durch bloße Töne gewirkt hat: so wird es ja wohl auch mir einmal erlaubt seyn, Gefühle auszudrücken, welche ein musikalisches Kunstprodukt rege zu machen im Stande ist; zumal da ich mich bloß innerhalb der bescheidenen Grenzen der Gedanken und Worte halten, und die Kühnheit nicht so weit treiben werde, mich bis zu Thaten zu versteigen. — „Sollten eure Herzen wirklich von Mißtrauen gegen mich erfüllt seyn? Solltet ihr in allem Ernst wähnen, daß ich ein Heuchler sey, der sich nur hinter der Maske der Rechtschaffenheit verberge, um euch dadurch desto sicherer in sein Netz zu ziehen, damit es ihm alsdann ein leichtes sey, auf euer Verderben sein Glück zu gründen? O! wie sehr irret

ihr euch, ihr Guten, wenn ihr dies denkt! Doch wahrscheinlicher Weise seyd ihr oft von Buben solcher Art hintergangen worden, und man kann es euch daher nicht verargen, wenn ihr so leicht Niemand mehr trauet. Aber laßt nur noch dies Eine Mal euer Mißtrauen schwinden; glaubt, ich bitte euch recht herzlich darum, glaubt nur noch dies Eine Mal, daß ihr es in der That mit einem Rechtschaffenen zu thun habt, der keinen andern Wunsch kennt, als daß es allen seinen Mitgeschöpfen wohlergehen möge; der, wenn es in seiner Macht stünde, alles um sich her glücklich machen würde! Doch schon habe ich ja euer Vertrauen im vollsten Maaße; schon sagt euch euer guter Genius, daß ihr es mir mit aller Zuversicht geben könnt; schon klopfen eure Herzen dem meinigen

mit Ungestüm entgegen. Woher ich dies alles weiß? O! meine Freunde, da müßte ich die Heiterkeit eurer Blicke, das sanfte frohe Lächeln eurer Mienen, woraus die reinste Hingebung, das festeste Vertrauen mit ganz unverkennbaren Zügen hervorleuchtet, nicht bemerkt haben. Wohlan dann, so kommt, und stoßt die Hand der Freundschaft und Bruderliebe nicht von euch. Nehmt sie immer hin, diese warme Hand, und seyd versichert, es wird euch nie gereuen." — Dies ungefähr ist der ruhige Gang, der stille, sanfte Charakter, und die trauliche, herzgewinnende Sprache des vorerwähnten Quintetts. Nun schliesse man von ihm auf seinen Verfasser, und ihr seht Karl Benda den Menschen leibhaft und lebendig vor euch. Dies will ich indessen nicht gesagt haben, um seiner

an mir erwiesenen Uneigennützigkeit ein Compliment zu machen, was vielleicht diejenigen meiner Leser, die weder ihn noch mich kennen, irrig glauben dürften. Denn wie sehr auch diese meine Dankbarkeit verdient, so möchte ich doch nicht gern auf Kosten der Wahrheit dankbar seyn. Jemand könnte uneigennützig gegen mich handeln, und doch dabey ein Mensch von der schlechtesten Denkart seyn. Ich glaube schwerlich, daß irgend ein Menschenkenner diese Behauptung sonderbar oder wohl gar falsch finden wird; denn wer hat wohl je die unzähligen Triebfedern menschlicher Handlungen durchforscht? O wär' es uns nur einmal vergönnt, von tausend Thaten, die dem Anschein und auch ihren nothwendigen Folgen nach gut sind, die geheimsten Absichten zu erblicken; wer

weiß, ob wir dann nur zehn darunter finden würden, die diese Benennung durchaus verdienten. Was ich also zum Lobe Benda's gesagt habe, ist Wahrheit, und ich würde eben diese Sprache geführt haben, wenn er sich auch jede Lektion, die er mir gab, mit einem Thaler hätte bezahlen lassen, was ohnehin für einen solchen Mann noch lange nicht zu viel gewesen wäre. Hoffentlich wird Er mein Buch lesen, und dann bin ich gewiß, daß er alles, was darin über ihn enthalten ist, aus demjenigen Gesichtspunkt betrachten wird, aus welchem ich es von allen meinen Lesern betrachtet wünsche.

Als Karl Benda eines Tages nach geendetem Unterricht uns in unsre Wohnung begleitete, um uns auf einige Stunden seine angenehme Gegenwart zu schenken, und unter Gottes freyem

Himmel in einer schönen Gartenlaube (o seelige Rückerinnerung) den Abend mit uns zu verplaudern, stellte er mich im Vorbeygehen seinem nunmehr längst verewigten Vater, dem ehemaligen königlichen Concertmeister Franz Benda vor, welcher mit ihm in eben demselben Hause wohnte. Dieser würdige Greis war aber bereits so schwach und kraftlos, daß er an der Musik nicht den mindesten Antheil mehr zu nehmen vermochte; auch kam er selten aus seinem Zimmer, von wo aus er mich jedoch täglich hören konnte, welches er durch diese drey Worte zu erkennen gab: er spielt gut *); mehr war der alte

*) Und diese drey Worte, guter Dülon, von dem alten Franz Benda waren mehr werth, als die wortreichsten und schwärmendsten Lobsprüche von tausend Andern. W.

Mann nicht im Stande hervorzubringen. —

Doch da nun eben von ihm die Rede ist, und ich beym Entwurf meiner Geschichte sogleich den festen Vorsatz faßte, über jeden bedeutenden Mann, dessen persönliche Bekanntschaft ich gemacht habe, meine Meynung offenherzig zu sagen; so sey hier mit wenigen Worten gesagt, daß ich Franz Benda für einen gründlichen Componisten und seine Violinen-Concerte für die vorzüglichsten des damals herrschenden, nunmehr freylich veralteten Geschmacks halte. Ich lernte nun auch bey einer andern Gelegenheit Herrn Friedrich Benda, den Bruder meines Lehrers, kennen. Auch Er gehört unter die vorzüglichsten Clavierspieler; auf der Violine habe ich ihn nie Solo gehört. In der Composition hat er mit

seinem Bruder gleichen Unterricht genossen. Von seiner Arbeit sind verschiedene Oratoria, und, so viel ich weiß, drey Flöten-Concerte bekannt; jene habe ich nie, von diesen nur die obere Stimme gehört, und kann also über alles dies nicht urtheilen. Einige Rondo's, die er zu verschiedenen Violin-Concerten seines Vaters gesetzt hat, um ihnen dadurch einigermaßen ein neues Gewand zu geben, sind schön; doch wenn man sie jetzt hört, so verrathen sie ein wenig das Alterthum.

Wir unterliessen inzwischen auch nicht, den schon oben erwähnten Kammermusikus Reif öfter zu besuchen, und dieser erwiederte Gleiches mit Gleichem. Einst befand er sich einen ganzen Nachmittag bey uns; die Witterung war abwechselnd, bald Regen, bald Sonnenschein;

wir brachten also unsre Zeit theils im Zimmer, theils unter der besagten Laube zu. Als wir nun in der letztern beysammen saßen, entfernte sich mein Vater, ich weiß nicht mehr warum, auf einige Minuten von uns. Reif, welcher diesen Zeitpunkt mit Fleiß wahrgenommen zu haben schien, hielt, so bald jener fort war, eine Rede an mich, von welcher ich meinen Lesern einen Auszug mittheilen muß, weil sie ein Urtheil der Gegenwart und Zukunft über mich aussprach. Ich unterbrach indessen den Redner mit keiner Sylbe; denn die Frage, womit er begann, machte mich allerdings ein wenig stutzig. Wann, sagte er, werden Sie denn einmal anfangen die Flöte recht zu blasen? Sie blasen immer so nach Ihrer alten Art, ohne Vortrag. Als Sie im vergangenen

Winter hier Concert gaben, sagte man: es ist wahr, der junge Mensch spielt recht brav; nur Schade, daß er keinen Vortrag hat! Ihr Vater hat mir schon oft gesagt, er wolle Sie Unterricht bey mir nehmen lassen; aber es wird noch immer keine Anstalt dazu gemacht, und die Sache wird wohl so lange anstehn, bis ich endlich darüber sterbe, und dann sind wir am Ende unsers Lateins. Jedermann schwatzt Ihnen was vor; das nehmen Sie denn auf Treu und Glauben an, und so bleibt das Böse kleben, und Sie kommen nie bis zum Guten. Bey alle dem ist es immer viel, daß Sie das noch können was Sie können. Aber die Verwunderung dauert auch nicht ewig; die Kreiseleyen der Rondo's werden gewiß einmal aufhören, und wie dann? — In diesem und ähnlichem

Tone dauerte die Predigt, die ich hier, so viel ich mich erinnern kann, mit seinen eigenen Worten im Auszug liefere, noch eine gute Weile fort, bis der Redner durch die Wiederkunft meines Vaters unterbrochen wurde. Wie wenig er auch meiner Eigenliebe geschont hatte, so kann ich doch nicht in Abrede seyn, daß er wenigstens in Einem Punkte vollkommen recht hatte. Am Vortrag fehlte es mir allerdings damals noch sehr, und hierin bin ich ihm, obschon ich seines eigentlichen Unterrichts nicht genossen habe, unendlich vielen Dank schuldig. Allein die Behauptung, daß ich auf das Geschwätz eines jeden Narren so blindlings horche und ferner horchen würde, war doch ein wenig voreilig. Billigermaßen hätte er mir doch nicht so ganz die Fähigkeit absprechen sollen, selbst zu

forschen, das Gute anzunehmen und das Schlechte zu verwerfen. Auch hat die Folge gelehrt, daß er eben kein sonderlicher Prophet war; denn die Verwunderung, wie er es ironisch zu nennen beliebte, hat noch nicht aufgehört; auch dauern die Kreiseleyen der Rondo's noch immer fort, und werden hoffentlich so lange dauern, bis sie durch etwas besseres verdrängt werden, wovon wir uns dermalen noch gar keinen Begriff zu machen im Stande sind. Vor neunzehn Jahren waren sie freylich noch nicht so allgemein, und meist von solcher Beschaffenheit, daß man es den Anhängern des Alterthums leicht verzeihen konnte, wenn sie ihnen ein baldiges Ende voraussagten. Aber sonderbar genug ist es, daß es selbst in unsern Tagen noch solche blinde Anhänger des Alterthums, solche

musikalische Orthodoxen oder Aristokraten giebt, die sich noch immer mit dem süssen Wahne täuschen, den ehemaligen Geschmack in seiner ganzen Einfachheit, oder in seiner völligen Glorie, wie sie es nennen, wiederhergestellt zu sehen. Ich meines Orts bin der festen Meynung, daß, wenn der musikalische Geschmack wieder einmal eine gänzliche Revolution erlebt, (welches doch über kurz oder lang gewiß geschehen wird) diese nicht in Wiederherstellung des alten Schlendrians, sondern vielmehr in einer schönen Vereinigung, der gewissenhafteren Reinheit unsrer Vorfahren, mit der größern Reichhaltigkeit und Gedankenfülle unsrer Zeitgenossen bestehen wird. Vater Haydn legte bereits den ersten Grund dazu, und es bedarf nur noch eines einzigen Mannes, der mit solchem

Forscher=Blick, mit solcher Fülle des Genies, mit so kühnem und allumfassendem Geiste, die tiefsten Tiefen, die geheimsten Irrgänge der Kunst zu durchschauen vermag, als es dieser Inbegriff musikalischer Größe nun schon dreyssig Jahre hindurch gethan hat und noch thut — und die Sache ist richtig. Hierauf darf sich jedoch schwerlich unsre und die nächstfolgende Generation Rechnung machen; denn nicht jedes Jahrhundert bringt in einer und derselben Kunst so ein Non plus ultra hervor.

Sechzehntes Kapitel.

Fortsetzung desjenigen, was sich in Potsdam mit mir zutrug. Fehlgeschlagene Hoffnungen in Berlin. Anekdoten aus dem Reiche der feinen Persiflage.

Unter denjenigen, welche uns während der Zeit unsers Aufenthalts in Potsdam mit Freundschaft, Gastfreyheit und Höflichkeiten mancher Art überschütteten, verdienen hauptsächlich folgende bemerkt zu werden: Erstlich, Se. Excellenz der Herr General von Rüchel, welcher damals Hauptmann bey der Suite war. Ich hatte schon iu Stendal das Glück gehabt ihn persönlich kennen zu lernen; in seinem Hause machte ich im Jahre 1782 die Bekanntschaft meines Lehrers

Benda, und hier war es denn auch, wo ich im folgenden Jahre (von welchem jetzt die Rede ist) diesen zum ersten Male wieder antraf, und sogleich wieder erkannte. Zweytens, der Oberst von Geusau, ein großer Freund und Verehrer der Tonkunst, und, als Liebhaber, ein guter Clavierspieler. Nunmehr mag er sich zwar längst nicht mehr unter den Lebendigen befinden, denn er war damals schon sehr bey Jahren. Genug, wir brachten einen sehr vergnügten Nachmittag und Abend bey ihm zu; und als er von meinem Vater erfuhr, daß ich französisch sprechen könne, so unterhielt er sich eine Zeit lang mit mir in dieser Sprache, wobey er denn auch so gütig war, mich aufmerksam auf meine Fehler zu machen, und sie zu verbessern. Unter der zahlreichen Gesellschaft, die

bey ihm versammelt war, und, ausser mir, (im Vorbeygehen gesagt) aus lauter Freymaurern bestand, (denn auch mein Vater war ein solcher) befand sich auch ein gewisser Hauptmann von Linzkow, welcher, um das Seinige zum geselligen Vergnügen beyzutragen, ein Paar Pfeifchen zum Vorschein brachte, die er Pastoralflöten nannte, und worauf er in der That ganz artig blies. Diese werden nämlich zu gleicher Zeit gespielt, und zwar die eine mit der rechten, die andre mit der linken Hand gegriffen, so daß man beständig Prima und Secunda hört. Indessen sind diese Instrumente, wie leicht zu erachten, sehr unvollkommen, und nur auf eine einzige Tonart eingeschränkt. Kein Ton kann darauf hervorgebracht werden, welcher ausser ihrer Scala liegt; folglich kann das

Vergnügen, welches sie dem Hörer gewähren, obschon sie in der That keinen unangenehmen Klang haben, doch nur von kurzer Dauer seyn. Ich wenigstens möchte nicht eine Stunde hinter einander in der nämlichen Tonart, ohne die mindeste Ausweichung, fortmusiciren hören. Man mache nur den Versuch, und fantasire etwa ein Paar Minuten lang in der Tonica, und lasse dann das Semitonium Modi der Dominante eintreten, und man wird sogleich gewahr werden, welchen neuen Reiz das nun schon müde gewordene Ohr durch diesen einzigen Ton erhält.

Doch nun zum dritten Gegenstand meiner Bemerkung. Dies ist nämlich der Hofrath Bowet, bey welchem Karl Benda uns einführte. Hier war eine Art von freundschaftlichem Concert ver-

anstaltet worden, worin sich, ausser mir, noch mehr Bendaische Schüler hören liessen, auch selbst eine seiner Schülerinnen, die ein Adagio von Grauen meisterhaft sang. Ein Clavierspieler trat mit einem Concert von Wolf auf. Ein Violinist trug eines von Franz Benda mit einem Rondo vor, welches dessen Sohn Friedrich dazu gesetzt hatte. Dies veranlaßte bey meinem Lehrer folgendes Bonmot: Mein Bruder hat meinem Vater einen französischen Rock angezogen. Ich blies ein Concert von Quantz und das im vorigen Kapitel erwähnte Quintett. Endlich krönte unser großer Lehrmeister das Ganze mit einem Violinsolo von seinem Vater.

Ein paarmal besuchten wir auch das kronprinzliche Concert, welches den Sommer hindurch alle Sonntage im Oran-

genhause gehalten wurde. Hier hörten wir mehrere einheimische und fremde Subjekte, welche sämtlich der Tonkunst Ehre machten. Ich will von letztern nur der Signora Todi erwähnen, welche als Sängerin so viele Jahre hindurch, bis an ihren zu früh erfolgten Tod, die Bewunderung der Welt auf sich gezogen hat. Indessen kann ich mit Wahrheit sagen, daß sowohl die unbeschreibliche Reinheit und Sanftheit ihrer Stimme, als ihr göttlicher Vortrag im Adagio alles übertraf, was ich je in dieser Art gehört habe *).

*) Ich unterschreibe dieses Urtheil aus voller Ueberzeugung und mit lebhafter Erinnerung des hohen überirdischen Genusses, den mir vor vielen Jahren die Vollkommenheit ihres Gesangs verschafte.

W.

Mein Vater machte nun abermals Anstalt, mich Sr. Königlichen Hoheit vorzustellen; allein ich kam nicht zum Gehör; erhielt aber dennoch ein zweytes Geschenk von zehn Louisd'or.

Den 12. August gab ich endlich ein öffentliches Concert in Potsdam. Als ich wieder zu Hause kam, erzählte mir eine meiner Verwandtinnen, welche zugegen gewesen war, es habe eine Stimme hinter ihr bravo gerufen; sie habe sich sogleich darnach umgesehen, und den alten Benda erkannt. Also war doch bey diesem abgelebten Greise der Enthusiasmus für die Kunst größer als seine körperliche Schwäche.

Hier muß ich noch in der Geschwindigkeit folgende Bemerkung machen: Einzelne musikalische Genies sind seit geraumer Zeit unter uns Deutschen nichts

seltenes gewesen; aber ganze Familien von so ausgezeichneten Tonkünstlern wird ausser den Bachs und Bendas unsre Geschichte schwerlich aufstellen können.

Den zwanzigsten giengen wir nach Berlin, wohin mein würdiger Lehrer in eignen Angelegenheiten auch mußte. Ich hatte also noch das unerwartete Glück, auf dieser Reise seine angenehme Gesellschaft zu geniessen. Hier wurde sogleich Anstalt zu einem Concert gemacht, und der 29. August dazu festgesetzt; es kam aber nicht zu Stande. Nun hoffte mein Vater mir bey der Prinzessin Amalie, Schwester Friedrichs des Großen, Gehör zu verschaffen, und schrieb deswegen in aller Unterthänigkeit an sie; erhielt aber abschlägliche Antwort. Auch suchte mein Vater in seinem Posten bey der Generaladministration um Urlaub auf zwey

Jahre an, und dies ward ihm sogleich bewilligt. Um diese Sache nicht weiter zu berühren, will ich kürzlich ihren Ausgang mittheilen; nämlich, daß mein Vater, weil er sich nach Verlauf dieser Zeit nicht wieder einfand, als verabschiedet angesehen und der Posten einem Andern übertragen wurde.

Da ich nun von meinem diesmaligen Aufenthalt in Berlin nichts weiter zu sagen weiß, so will ich eine Begebenheit nachholen, welche sich bey meiner ersten musikalischen Wanderung und also beynahe zwey Jahr früher daselbst zutrug. Daß ich sie nicht gehörigen Orts mitgetheilt habe, ist freylich eine Sünde gegen die chronologische Ordnung; allein meine Leser werden hoffentlich aus gütiger Nachsicht mit meinem Erinnerungsvermögen mir diesen Fehler ver=

zeihen. Einige Tage vor unsrer ersten Auswanderung las mir mein Vater folgenden Artikel aus der Berliner Zeitung vor: „Da ich es durch Kenntniß als Virtuose auf der Flöte sehr weit gebracht habe, so bin ich Willens, um billige Preise Stunden zu geben. Ich wohne drey Treppen hoch.“ Nun war, wie sich von selbst versteht, der Name der Straße und des Hauses beygefügt, nicht aber der des angeblichen Virtuosen, woraus wir schon einigermaßen hätten Unrath merken können. Allein die Begierde, große Meister zu hören, war damals bey uns, vorzüglich bey mir, viel zu groß, um irgend einen Zweifel in dieser Art zuzulassen. Wir säumten also nicht den Wundermann in Berlin aufzusuchen; fanden bald das Haus, stiegen die bewußten drey Treppen herauf, und trafen

— zwar nicht den Wundermann, aber dafür eine Dame, welche fragte, was zu unsern Diensten stehe. Als ihr nun mein Vater unser Anliegen eröffnete, schien sie wie aus den Wolken gefallen zu seyn. Herr Jesus! rief sie aus, das ist mein Bruder, welchem Jemand dies zum Schabernack hat einrücken lassen; denn er nimmt schon fünf Jahre lang Unterricht auf der Flöte, und kann noch immer nichts begreifen. Wir sahen uns also durch die öffentliche Zeitung in den April geschickt, und nahmen höflich unsern Abschied.

Siebenzehntes Kapitel.

Kleine Bemerkungen über den Sinn des Geruchs, besonders in wie fern er auf mich wirkt. Auch etwas über den Patriotismus. Fortgesetzter Verlauf meiner Geschichte bis zur Ankunft in Schwedt.

Am dritten September reisten wir von Berlin ab, und nahmen unsern Weg auf Oranienburg. Es war mir ungemein erfreulich, nach so vielen Jahren wieder einmal an meinen Geburtsort zu kommen. Als wir in die Stadt hineinfuhren, wurden plötzlich alle Bilder der frühesten Kindheit in mir rege; wie es aber zugieng, daß das bloße Einfahren in meiner Geburtsstadt dies in mir bewirken konnte, indem ich sie doch eben

so wenig mit den Augen zu erkennen vermochte, als irgend einen andern Ort, wird meinen Lesern allerdings räthselhaft seyn. Ich bin ihnen also Rechenschaft hierüber schuldig. Indessen wird ihnen meine Erklärung vielleicht noch sonderbarer scheinen als die Sache selbst; ja mancher wird mich wohl gar für einen Lügner oder Fantasten halten, wenn ich sage: daß hier der Geruch die Stelle des Gesichts bey mir vertritt. Indessen kann ich auf das Wort eines ehrlichen Mannes versichern, daß es sich wirklich so verhält. So wie die Bewohner jedes Landes sich durch Sprache, Sitten und Gebräuche auszeichnen, so zeichnet sich auch, meiner Meynung nach, jedes Land durch einen eigenthümlichen Geruch, den ich den herrschenden nennen möchte, aus. Klima, Dünste, welche aus dem Boden

emporsteigen; Gewächse und Thiere aller Art, so auf ihm gedeihen; Lebensart, Sitten und Gebräuche der Einwohner; alle diese Dinge und noch viele andre tragen das Ihrige bey, meine Behauptung hinlänglich zu begründen. Indessen habe ich auf meinen vieljährigen Reisen die Bemerkung gemacht, daß sich diese Eigenthümlichkeit des Geruchs nicht nur auf Länder, sondern auch auf Städte erstreckt, und ich glaube sogar, daß man durch diesen Sinn einzelne Menschen von einander unterscheiden könnte. Hierauf habe ich mich aber nicht geübt, weil an diesen die Rede für mich ein hinlängliches Kennzeichen ist. Hat nun vielleicht die gütige Mutter Natur, oder vielmehr der gütige Vater der Natur, mich reichlicher mit dem erwähnten Sinne ausgestattet als andere, oder

haben vielleicht schon mehrere diese Bemerkung gemacht, eines von beyden muß wenigstens wahr seyn: denn daß die ganze Sache nichts als ein Hirngespenst meiner Einbildung seyn sollte, davon kann ich mich schlechterdings nicht überführen. So viel aber ist gewiß, daß der Sinn des Geruchs sehr auf mich wirkt; und wenn ich in diesem Augenblick auch noch so sehr zur Fröhlichkeit gestimmt bin, so ist ein widriger Geruch, zumal wenn er von seltsamer und gemischter Art ist, hinlänglich, mich auf lange Zeit traurig zu machen, und meine Fantasie mit den fürchterlichsten Bildern zu erfüllen. Hingegen kann auch in mißvergnügten Augenblicken der Wohlgeruch der Blumen oder Kräuter, ja selbst eine gute Prise oder Pfeife Taback mein Gemüth plötzlich wieder umstimmen. Doch

genug über diesen Gegenstand. Ich sagte vorhin, daß beym Einfahren in meine Geburtsstadt die Bilder der frühen Kindheit in mir rege geworden wären. Daß ich hiebey meine besondre Absicht gehabt haben muß, ist wohl ganz natürlich, indem es etwas sehr Alltägliches ist, was ich also gewiß mit Stillschweigen übergangen wäre, und jeder meiner Leser (denn ein Gefühlloser ist schwerlich unter ihnen) würde in meiner Lage ein Gleiches empfunden haben. Ich kenne wenigstens keine einzige Geschichte und keinen einzigen Roman, worin der Held, der in frühen Jahren seine Vaterstadt verließ und im reifern Alter dahin zurückkehrt, mit fühlloser Gleichgültigkeit von der Sache spräche. Im Gegentheil scheinen sich vielmehr alle seine Gefühle in diesem einzigen zu konzentriren. Jetzt

erblickt er schon von weitem seinen Geburtsort; nun ermahnt er seinen Fuhrmann schneller zu fahren, oder setzt seinen Gaul oder seine Füße in Galopp; schon sieht er zu seiner Linken den klaren Bach, worin er als Kind sich oftmals badete; zu seiner Rechten die grüne Wiese, auf die er mit seinen Jugendfreunden sich oft in kindischen Spielen herumtummelte. Schon hat der Ort ihn aufgenommen, worin er (mit Vater Wieland zu reden) das erste Licht gesogen, den ersten Schmerz, die erste Lust empfand. Er dringt nun allgemach weiter in denselben hinein. Hier findet er noch alles, wie er es verließ: dort hingegen hat sich indessen manches verändert; das Häßliche und Unbrauchbare ist verschwunden, und etwas Schönes und Nützliches an dessen Stelle gekommen.

Dies erhöht schon seine Freude um vieles; aber bald soll sie noch weit mehr erhöht werden. Er erblickt einige seiner Jugendgespielen, welche er, obschon sie in der langen Zeit, seit er sie nicht sah, aus Knaben zu Männern herangereift sind, dennoch wieder erkennt. Er redet sie an; auch dies macht ihm Freude, denn nun läßt er sie erst lange rathen, entdeckt sich ihnen endlich, und die Freude wird allgemein. Die alte Freundschaft wird erneuert; seine Anwesenheit verbreitet sich sogleich im ganzen Ort als etwas Ausserordentliches. Man stellt ihm zu Ehren Feste an; er erscheint, und alles drängt sich um ihn; von allen Seiten wird er mit Fragen bestürmt, die so gedrängt auf einander folgen und einander durchkreutzen, daß er kaum im Stand ist die zehnte derselben gehörig zu beant-

worten. Doch endlich läßt man ihn zu Worte kommen; er beginnt zu erzählen, und nun ist alles Ohr, alles Auge, damit nicht das geringste seiner Worte, nicht die kleinste seiner Bewegungen verloren gehe. Er seinerseits möchte diesen Tag der Wonne, auf den er sich schon so lange gefreut hatte, nicht für Königreiche hingeben; er eilt, so bald er kann, in die Einsamkeit, um dem Geber alles Guten mit einer gerührten Freudenzähre zu danken, die in den Augen desselben gewiß mehr gilt, als all das laute Geplärr, das man beten zu nennen pflegt, und wobey das Herz gemeiniglich eiskalt bleibt. — Mit Einem Wort, ich möchte dem Mann nicht mein Vertrauen schenken, der mit stumpfer Gleichgültigkeit an seine Heimath zurückdenkt, der für Gefühle dieser Art keinen Sinn hat, dem

die Liebe zur Vaterstadt (welche, da sich doch das Wichtigste der ersten Jugendeindrücke, Sprache, Religion, Sitten und Gebräuche, nicht bloß auf eine Stadt erstreckt) mit der Liebe zum Vaterlande eins ist, ein leeres Vorurtheil, eine bloße Schimäre zu seyn dünkt. Dies ist sie wahrlich nicht, sondern ein heiliges Gefühl, welches der große Urheber der Natur nicht ohne die weiseste Absicht in uns legte. Er wollte uns nämlich dadurch zur Thätigkeit, die der Hauptzweck unsers Daseyns ist, um desto mehr anfeuern. Schade nur, daß die liebe Menschheit, wie in allem übrigen so auch hier, noch nicht die gehörige Fähigkeit erlangt hat, das Wahre vom Falschen, den Kern von der Schale genau zu unterscheiden und abzusondern. Es versteht sich, daß ich hier vom Allgemei-

nen, nicht vom Einzelnen rede. Aechte Vaterlandsliebe besteht, meiner Meynung nach, mehr darin, daß man frühzeitig seinen Geist mit Kenntnissen mancher Art zu bereichern und sein Herz zu veredeln suche, damit man dereinst fähig sey, entweder als Staatsmann, oder Gelehrter, als Kaufmann, Bürger, Bauer, oder Künstler, dem Vaterlande zu nützen. Denn in keinem dieser Stände fehlt es an Gelegenheit, verjährte Gebräuche, welche für die dermalige Verfassung nicht mehr taugen und also Mißbräuche geworden sind, abzuschaffen, und etwas Besseres, etwas Zweckmäßigeres an deren Stelle zu setzen, durch neue Entdeckungen auf die Vervollkommnung des Vaterlandes wohlthätig zu wirken ꝛc. Aechter Patriotismus, sage ich, besteht mehr darin, für das Vaterland thätig

zu leben, als sich für dasselbe todschlagen zu lassen; womit es (im Vertrauen gesagt) in den meisten Fällen ziemlich schimärisch aussieht. Mir wenigstens kömmt es sehr lächerlich vor, wenn man z. B. einem Ungarn, einem Dänen, einem Türken u. s. w., welche sämtlich die Ehre haben irgend einem Potentaten, unter dessen Zepter keiner von ihnen geboren ist, als Soldaten zu dienen, wenn man, sage ich, diesen Leuten in allem Ernst weiß machen will, daß, so bald das allvermögende Machtwort ihnen gebietet sich für diese Ehre tod oder zu Krüppeln schiessen, hauen oder stechen zu lassen, dies in ganzem Ernste bloß für das Vaterland geschehe. Zwar ist mancher unter diesen Streitern gerade in demjenigen Lande geboren, mit dessen Regenten der Seinige im Kriege ver-

wickelt ist; aber dies thut nichts, er streitet dennoch für sein Vaterland, wie es Vorurtheil und Wahnglaube ihm eingeprägt haben, da er doch in der That gegen sein Vaterland streitet. Wenn man also den Patriotismus von dieser Seite betrachtet, so kann man sich freylich nicht enthalten auszurufen: O Vorurtheil, wenn wirst du aufhören die Menge zu beherrschen! Du bist ein tyrannisches Weib, der größte Theil der Welt ist dein Mann. O des armen Mannes! wie sehr steht er unter dem Pantoffel!

Wir besuchten den Tag nach unsrer Ankunft in Oranienburg, einen alten würdigen Freund meines Vaters; ich erkannte ihn sogleich an der Sprache wieder, und der biedere Greis empfand eine herzliche Freude, mich, den er so

oft als Kind auf seinem Arm getragen, auf seinem Schooß gewiegt hatte, nach einem Zeitraum von mehr als elf Jahren, als angehenden Künstler, wieder zu sehen und zu hören. Es war ein Doktor der Medizin, Namens Cassebaum. Ob er gleich den wenigsten meiner Leser bekannt ist, so habe ich doch nicht unterlassen können seinen Namen beyzufügen, theils weil er viel Anlage zur Dichtkunst besaß, und wo nicht der beste, doch unstreitig einer der besten Vorleser war, die ich je gehört habe; hauptsächlich aber seines leutseeligen und menschenfreundlichen Charakters wegen. Indessen hat dieser wackere Mann schon vor vielen Jahren die große Reise gemacht, von der Niemand wieder zurückkehrt; und wenn gleich sein Name nicht mit Unsterblichkeit prangt, so lebt er

doch noch in den Herzen derer, die ihn kannten und zu schätzen wußten.

Am elften gab ich hier ein Concert, welches sich dadurch vor allen andern auszeichnete, daß es in dem nämlichen Zimmer gehalten wurde, wo wir logirten, weil zu Oranienburg keine andre Gelegenheit zu finden war. Doch hatte es für das dortige Publikum Raum genug. Es kam also nicht viel mehr dabey heraus, als die Ehre, meine Kunstfähigkeiten auch in meiner Vaterstadt gezeigt zu haben; denn es war nicht nur die vornehmste Person, sondern mehrere Bewohner derselben zugegen.

Am dreyzehnten giengen wir nach Reinsberg. Hier lernte ich den berühmten Capellmeister Schulz kennen, der uns sogleich versprach, mich Sr. K. H. dem Prinzen Heinrich zu melden,

und durch seine gütige Fürsprache kam ich zu Gehör. Doch ehe ich weiter erzähle, sey mir erlaubt, ein Paar Worte über diesen verdienstvollen Tonkünstler zu sagen. Dieser Capellmeister Schulz ist der nämliche, der nach der Zeit einige Jahre hindurch diesen ehrenvollen Posten in Koppenhagen ehrenvoll bekleidete, und sodann in sein deutsches Vaterland wieder zurückkehrte, wo er leider vor zwey Jahren sein Leben, allzu früh für seine Freunde und die Kunst, endigte. Er war ein Schüler von Kirnberger, wich aber in manchen Stücken von der Methode seines Lehrers ab, womit dieser sehr unzufrieden war. Indessen blieb doch Schulz dem reinen Satze stets getreu. Als Singkomponist hat er sowohl in seinen kleinen Liedern, wie in größeren Werken, das einstimmige Lob aller

Kenner für sich; in bloßen Instrumentalarbeiten aber scheint er nicht so glücklich gewesen zu seyn; welches er auch bey sich selbst verspürt haben muß, da er nur wenig in dieser Art geliefert hat. Was ich davon kenne, schränkt sich auf eine Clavier-Sonate aus dem Es-Dur ein. In dieser herrscht zwar durchgängig ein kühner Geist und viel Feuer, auch erfordert sie einen geübten Spieler, und in dem Adagio, das darin vorkommt, hat der Verfasser gezeigt, daß ihm die Uebergänge in fremde Tonarten nichts weniger als fremd gewesen sind. Bey allem dem aber scheint doch dem Ganzen dasjenige zu fehlen, was den eigentlichen Charakter einer Sonate ausmacht, ein stilles, ruhiges Fortschreiten, welches sie von rauschendern Tonstücken, wie Concerte und Symfonien, wesentlich unterscheidet.

Nun wieder zu meiner Geschichte. Ich war, wie gesagt, durch Schulzens Vermittlung so glücklich, bey Hofe gehört zu werden, welches den fünfzehnten geschah. Ich spielte unter andern ein Concert von Quantz mit einem langen Adagio, womit die meisten Concerte dieses Componisten versehen sind. Hierüber gab nun Schulz seine Unzufriedenheit zu erkennen, und meynte, daß ich mich sorgfältig vor dergleichen in Acht nehmen müßte. War er in der That kein Freund davon, oder wollte er mir vielleicht nur auf eine feine Art zu verstehen geben, daß ich sie noch nicht so vorzutragen wüßte, um sie, ihrer Länge ungeachtet, den Zuhörern angenehm zu machen? Das Letzte kommt mir am wahrscheinlichsten vor; wenigstens begieng ich damals noch immer den großen Fehler,

das Zeitmaaß bey den Adagio's viel zu langsam zu nehmen, wodurch sie allerdings langweilig werden mußten.

Am sechzehnten bekam ich von Sr. K. H. dreyssig Thaler zum Geschenk, und am siebenzehnten reisten wir nach Neubrandenburg, wo bekanntermaßen der Herzog von Meklenburg Strelitz residirt. Hier verfügte sich mein Vater den Morgen nach unsrer Ankunft zum Capellmeister Zeller. Dieser nahm ihn sehr liebreich auf, und machte — was leider nicht bey allen meinen Herrn Collegen, zumal wenn sie eine angesehene musikalische Ehrenstelle besitzen, der Fall ist — gar keine Schwierigkeit, sondern erbot sich sogleich, bey Sr. Durchlaucht meinetwegen anzufragen; und als mein Vater des folgenden Tages wieder zu ihm kam, erhielt er sogleich den Bescheid,

daß der Herzog zwar nicht gesonnen sey mich bey Hofe zu hören; ich sollte aber ein öffentliches Concert geben, welches die durchlauchtigsten Herrschaften (nämlich der Herzog und dessen Prinzessin Schwester) mit ihrer Gegenwart beehren würden; auch sey die Sache schon von Jemand übernommen worden; mein Vater habe also für nichts weiter zu sorgen, als sich zur gehörigen Zeit einzufinden, und dasjenige, was ich spielen wollte, aufzulegen. Diesem zufolge gab ich den zwanzigsten Concert; der Hof erschien, und trug durch ein Geschenk von zwey Louisd'or zur Vergrößerung meiner Einnahme bey.

Diejenigen meiner Leser, denen dies für einen regierenden Fürsten vielleicht zu geringfügig vorkommen möchte, bitte ich zu erwägen, daß es ein öffentliches

Concert war, welches also nicht der Herzog allein, sondern das ganze Publikum mitbezahlte; und von dieser Seite betrachtet, war es für einen Landesherrn, der gerade kein König ist, noch immer genug. Hauptsächlich bitte ich diejenigen, welche dereinst auf musikalischen Reisen ihr Fortkommen zu suchen gedenken, dies zu beherzigen, und in dergleichen Fällen keine Unzufriedenheit blicken zu lassen; wenigstens nicht in der Art, daß sie (wie es viele unvernünftige Menschen zu machen pflegen) in öffentlichen Gesellschaften darüber raisonniren, oder wohl gar schimpfen: denn hierdurch macht man sich leicht einen Großen zum Feinde, welches für unser einen immer von schädlichen Folgen seyn kann; auch ist es äusserst undankbar. Denn wenn ein Fürst dergleichen Veranstaltungen

trift, so sucht er freylich etwas dabey zu ersparen; allein er giebt doch auch zu erkennen, daß er es gut mit dem Künstler meynt. Auf sein Geheiß giebt dieser ein öffentliches Concert; der Fürst erscheint selbst, und macht es dadurch dem Adel der Residenz gleichsam zur Pflicht sich auch einzustellen, und von der übrigen Klasse des gebildeten Publikums pflegt in einem solchen Falle selten Jemand zu fehlen. Gesetzt nun auch, daß der Fürst nur zwey Louisd'or dazu giebt, so ist dies doch für den Künstler weit einträglicher, als wenn er die Ehre hätte, sich gegen ein drey- und vierfach größeres Geschenk im Schlosse zu produziren, wo ihn die halbe Stadt umsonst hören könnte, indem an den meisten Höfen das Publikum freyen Zutritt im Concert hat. Ferner sind die Kosten

für den Künstler bey weitem nicht so groß als in mancher andern Stadt, wo kein Hof ist; dort muß er oft das Orchester sehr theuer bezahlen, welches überdies nicht selten höchst elend ist. Hier hingegen hat er es immer frey und gut.

Da ich so eben vom Orchester rede, kann ich nicht umhin gelegentlich zu bemerken, daß dasselbe in Neubrandenburg vorzüglich gut eingespielt war, oder (wie man es in der Kunstsprache zu nennen pflegt) ein schönes Ensemble hatte. Der Capelldirektor Zeller war ein vortrefflicher Anführer, besaß viel musikalische Theorie, und komponirte, wiewohl im alten Geschmack, recht hübsche Sachen. Auch sang ein vorzüglicher Tenorist in meinem Concert, welcher gleichfalls bey der Capelle angestellt war; er

hieß Cartellieri und war ein Italiener von Geburt. Dieser Sänger hat nach der Zeit viel musikalische Reisen unternommen, und ist also wahrscheinlicher Weise dem größten Theil meiner Leser bekannt, und so mag dies vorläufig genug von ihm seyn, da er ohnehin öfter in meiner Geschichte auftreten wird.

Während der Pause unterhielten sich die durchlauchtigen Herrschaften viel mit meinem Vater, und dieser nahm die gute Gelegenheit wahr, den Herzog um ein Empfehlungsschreiben an J. M. die Königin von England zu bitten, welches wir auch erhielten.

Am folgenden Morgen ließ die Prinzessin meinen Vater zu sich rufen. Doch ehe ich den Grund davon mittheile, muß ich bemerken, daß sie selbst die Flöte

spielte; ob gut oder nicht, hierüber kann ich nichts sagen, da mir die Ehre nicht zu Theil wurde sie zu hören. Genug, sie äusserte gegen meinen Vater den Wunsch, meine Inventions-Flöte (so nennt man nämlich diejenigen, woran mehr als zwey Klappen befindlich sind) zu besitzen. Dergleichen Instrumente waren damals noch etwas neues und seltenes; ich selbst besaß nur Ein solches, und trennte mich, wie leicht zu erachten, sehr ungern davon; indessen wäre wohl Widerspänstigkeit hier sehr am unrechten Ort angebracht gewesen. Man kann also denken, daß mein Vater nicht nein sagte, und nun ließ sich die Prinzessin (wie man dem Herkommen gemäß doch einmal sagen muß, wenn von so hohen Standespersonen gegen unsers Gleichen die Rede ist) herab,

meinen Vater zu bitten, mich morgen früh zu ihr zu führen, damit ich sie mit der Behandlungsart der Inventionsflöte bekannt machen möchte. Dies geschah, und beym Weggehn beschied sie uns in gleicher Absicht für den andern Morgen abermals zu sich. Kurz von der Sache zu reden, für sechs Louisd'or nebst einer Quantzischen Flöte mit drey Mittelstücken und dem dazu gehörigen Kasten, welcher die Gestalt eines Buchs hatte, wanderte nun die mehr erwähnte Inventionsflöte aus den Händen eines Musikers von Profession in die einer fürstlichen Dilettantin. Das scheinbare Buch nebst seinem Inhalt gab mein Vater, als wir uns 1785 in Hannover befanden, dem dortigen Uhrenmacher Mauerhoff, nicht zum Geschenk, sondern gegen eine silberne Taschenuhr. Ob dies nun die

ganze Bezahlung dafür ausmachte, oder ob er das Uebrige an baarem Gelde zugelegt hat, ist mir unbewußt; indessen thut es nichts zur Sache, und ich würde dieses Umstands gar nicht erwähnt haben, wenn es nicht meine Absicht wäre, den Lesern anzuzeigen, ob ich die Geschenke, so ich von großen Herren erhalten habe (in so fern sie nämlich nicht in baarem Gelde bestanden) noch besitze oder nicht, und an wen ich sie im letztern Falle gegeben habe.

Wir verliessen Neubrandenburg früh am fünf und zwanzigsten, und kamen Abends in Prenzlow an. Unter den Empfehlungs-Briefen, die mein Vater hier abzugeben hatte, war auch einer an die Gemahlin des damaligen Generals von Wunsch. Diese vortreffliche Dame empfieng meinen Vater nicht nur

überaus artig, sondern gab auch noch am nämlichen Tage einen augenscheinlichen Beweis, wie sehr sie Künstler zu schätzen wußte. Denn kaum war mein Vater wieder zu Hause angelangt, so kam auch schon ein Bedienter mit einem Compliment von der Frau Generalin, und sie nehme sich die Freyheit uns einen Teller voll Weintrauben zu übersenden. So geringfügig auch dieser Umstand an sich scheinen mag, so habe ich ihn dennoch nicht unterdrücken mögen, weil er mir Gelegenheit giebt, meine zukünftigen Standesbrüder, oder Kunstgenossen, aufmerksam darauf zu machen, daß gerade solche Kleinigkeiten den größten Beweis von der Achtung geben, welche das Publikum für Kunst und Künstler hegt. Und was sind nun wir denen, die uns durch solche Merkmale von ver-

kindlicher Auszeichnung und Werthschätzung ehren, dagegen schuldig? Gleiche Achtung, gleiche Aufmerksamkeit. Diese kann aber nur durch gute Aufführung und ein wohlanständiges Betragen an den Tag gelegt werden; und wo dies fehlt, da hilft die größte Geschicklichkeit wenig oder gar nichts. Gesetzt auch, ihr hättet es bey einem solchen Mangel an guter Lebensart und Aufführung zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit in der Kunst gebracht, als je einer vor euch, dies wird man freylich an euch schätzen; aber jeder Gebildete, der euch näher kennt, wird euern Umgang fliehen und euch verachten. Es ist wahrlich nicht Uebertreibung, was ich hier sage, sondern eine zuverläßige Wahrheit, die von der Erfahrung schon oft genug bestätigt worden ist. Wähnet also ja nicht, daß

Kultur des Geistes und der Sitten euch unnütz sey; glaubt ja nicht, daß es in der verfeinerten Welt, mit welcher ihr es doch eigentlich zu thun habt, nichts mehr für euch bedürfe, als hinzutreten und eure Geschicklichkeit hören und bewundern zu lassen. Vor allen Dingen hütet euch vor der Vermessenheit, jenen eiteln Thoren gleich zu denken, die sich einbilden, das Publikum müsse sich noch ausserordentlich viel darauf zu gute thun, daß sie ihm die Ehre erzeigen, es die Früchte ihrer wahren oder eingebildeten Größe (welche letztere, auf die Feuerprobe gelegt, oft gar jämmerlich zusammen schrumpft) geniessen zu lassen. Laßt uns doch einmal die unpartheyische Vernunft fragen — vorausgesetzt, daß ihr schon mit dieser wohlthätigen Führerin bekannt seyd — wer wohl den andern

leichter entbehren kann, das Publikum uns, oder wir das Publikum? Wir sind, als Musiker betrachtet, nicht fähig, das Mindeste zum wesentlichen Nutzen desselben beyzutragen, sondern wir wirken bloß auf sein Vergnügen. Allerdings ist auch dies schon ein Verdienst; aber weiß dies etwa das Publikum nicht zu schätzen? Zeigt es sich wohl je undankbar dagegen? Gewiß nicht. O! wie unendlich größer ist nun der Dank, welchen wir ihm schuldig sind! Denn es thut beydes: es gewährt uns Vergnügen, indem es uns seinen Beyfall schenkt, und wirkt auch auf unsern zeitlichen Vortheil, indem es uns Brod giebt. Mich hat es nun schon zwanzig Jahre, und also den größten Theil meines Lebens hindurch, redlich genährt; dies erkenne ich öffentlich, und weiß es zu schätzen.

Ein eignes Concert gab ich diesmal in Prenzlow nicht; indessen ward die Sache so veranstaltet, daß ich mich am acht und zwanzigsten im gewöhnlichen Liebhaber-Concert hören ließ. Ich erhielt dafür ein Douceur, welches durch das Beyspiel der Frau Generalin von Wunsch ganz ansehnlich ausfiel, und — wir reisten am neun und zwanzigsten nach Schwedt ab.

Achtzehntes Kapitel.

Fehlgeschlagne Hoffnung in Schwedt; muthmaßliche Ursache derselben; kleine Bemerkung über diesen Gegenstand. Meine Meynung über das Schauspiel und über den Werth und Zweck desselben.

Am Morgen nach unsrer Ankunft erhielten wir einen Besuch von dem Kammermusikus Prinz, welcher dermalen in Dresden bey der Hofkapelle angestellt ist; und Nachmittags gaben wir ihm unsern Gegenbesuch. Ich spielte ihm auf seinem Zimmer etwas vor; er that ein Gleiches, und ich muß sagen, daß ich ihn wirklich unter die vorzüglich guten Flötenspieler rechne. Seine Intonation ist rein wie Gold, sein Ton klar wie

eine Glocke, und dabey, in der äussersten Höhe, so sanft, als man sich's nur denken kann; doch wünschte ich ihm etwas mehr Keckheit und Stärke, welche man freylich nicht vermißt, wenn man ihn in einem Zimmer Solo hört; aber in einem sehr geräumigen Platz und in voller Begleitung wird er leicht unterdrückt. Sein Vortrag ist ausserordentlich gut, und würde es noch mehr seyn, wenn er sich der Doppelzunge bediente; wofür er sich aber diejenige Methode eigen gemacht hat, deren ich bereits im zehnten Kapitel erwähnte.

Ich hatte die Absicht nicht in Schwedt ein öffentliches Concert zu geben, sondern wünschte bloß mich vor dem Markgrafen hören zu lassen. Man machte uns Hoffnung dazu, und versprach sich für uns zu verwenden. Wir warteten

eine volle Woche, allein vergebens. Ich kam nicht zum Gehör, woran, wenn ich meine Meynung frey heraussagen darf, wohl nichts anders Schuld war, als die Hofgöttin Cabale. Dieser argen Göttin wegen, welcher ich in der Folge noch einen weit angemessenern Namen zu geben Gelegenheit finden werde, habe ich fast immer und aus denen Orten unverrichteter Sache wieder abziehen müssen, wo es Flötenspieler gab, deren Kunst sich etwas über das Mittelmäßige erhob *). Doch war ersteres nicht allenthalben der Fall. Eine ehrenvolle Ausnahme wird meinen Lesern wohl noch von Ludwigslust erinnerlich seyn.

*) D. i. die für vortrefflich galten, und denen also daran gelegen war, nicht übertroffen zu werden.

W.

Uebrigens aber kann ich besagten Flötenspielern selbst mit gutem Gewissen nichts Arges nachsagen, noch weniger beweisen, was ich sonst, in jedem Falle, nicht etwa aus niederer Rachbegierde, sondern aus Liebe zur Wahrheit hier öffentlich thun würde. Ich will also zu ihrer Ehre gern glauben, daß gerade nicht sie diejenigen waren, welche mir Hindernisse in den Weg legten. Vielleicht thaten es ihre Anhänger aus übelverstandener Freundschaft für sie. Felsen möchte ich jedoch nicht auf diese Behauptung bauen, denn die Herzen der Menschen sind nicht mit Glasthüren versehen, und Gedanken sind zollfrey. —

Von Schwedt weiß ich übrigens nichts zu sagen, als daß das damalige Hof-Orchester wirklich vortrefflich war. Wir besuchten nämlich oft das Theater, wo

bisweilen Opern gegeben wurden, und dies verschafte uns Gelegenheit es zu hören. Im Schauspiel war ich schon vorher an mehreren Orten, z. B. in Hamburg, Reinsberg und Neubrandenburg gewesen. Ueberhaupt bin ich ein großer Freund davon, und versäume selten die Gelegenheit mir dies Vergnügen zu verschaffen; nur muß die Schauspieler-Gesellschaft entweder meiner Erwartung, wo nicht ganz, doch einigermaßen entsprechen, oder sie muß unter aller Kritik schlecht seyn. Denn auch dies kann bisweilen belustigen, aber das Mittelmäßige niemals. Von Trauerspielen bin ich indessen kein Freund, und habe sie daher nur äusserst selten besucht. Diese sollen bekanntermaßen Entsetzen, Furcht und Mitleid erregen. Nun giebt es aber der wirklichen Gefahren im

menschlichen Leben so viel, daß man der erkünstelten wahrlich nicht bedarf um sich zu fürchten; auch fühle ich eben keinen Beruf in mir, Furcht an einem Orte zu suchen, wo ich mich des Vergnügens wegen zu befinden glaube; und was das Mitleid betrift, so hege ich dies zwar mit den Unglücklichen in der wirklichen Welt, nicht aber mit denen auf dem Theater; auch bedarf es dieser nicht, um es gegen jene in mir rege zu machen. Uebrigens giebt es ja der Trauerspiele genug, bey deren bloßer Vorlesung einem schon vor Furcht die Haare zu Berge stehen, und wobey man aus lauter Mitleid blutige Thränen weinen möchte. Ich meyne dies zwar in einem ganz andern Sinn, als der Leser vielleicht glaubt, nämlich im Kästnerischen. Dieser große Epigrammatist

(welcher schon in dieser Welt manchen seinen Stachel fühlen ließ, und nun vielleicht in jener, wo er sich seit zwey Jahren befindet, den guten Ex-Ritter Zimmermann, oder wohl gar den Engel Gabriel selbst, wenn er Bekanntschaft mit ihm gemacht hat, mit Epigrammen bombardirt haben mag) verfertigte einst auf einen elenden Tragödienschreiber ein Sinngedicht, welches ich hier mittheile, weil ich es nur aus mündlicher Erzählung habe, und also nicht weiß, ob es bereits gedruckt ist:

Den Zweck des Trauerspiels den weiß er zu erreichen:
Das Mitleid mit dem — Stück, und Furcht vor mehr dergleichen.

Ein gutes Schauspiel hingegen — doch, ich muß wohl zuvor sagen, was

ich als ein Laye darunter verstehe: ein solches nämlich, worin weder Engel noch Teufel, sondern Menschen guter und böser Art, wie man sie in der wirklichen Welt findet, ihre Rollen spielen; auch muß es den Karakteren nicht an innerer Haltbarkeit fehlen, worüber sich freylich in unsern Tagen mancher Schauspiel-Dichter wegzusetzen scheint. Ferner müssen die Verwickelungen zwar so beschaffen seyn, daß man davon auf eine Entwickelung schliessen kann, welche dem Hörer nichts zu wünschen übrig läßt; nur muß dieser sie nicht errathen können, oder wenn es ja bisweilen einem besonders scharfsinnigen Zuschauer dennoch gelänge, so muß dies wenigstens nicht allzu früh möglich seyn. Ich kenne Schauspiele in fünf Aufzügen, worin man die Entwickelung des Hauptknotens,

welche sich doch erst am Ende des Stücks zeigt, schon im zweyten Akt mit völliger Gewißheit voraussagen kann. Endlich muß der Ausgang nicht nur den Hörer in seiner Erwartung nicht täuschen, sondern, wo möglich, dieselbe noch übertreffen. Ein solches Schauspiel nenne ich ein gutes, und dies zu hören gewährt mir die reinste Freude. Gleich weit entfernt von tiefer Traurigkeit und ausgelassener Lustigkeit, wird hier die Fantasie bald jener bald dieser näher geführt; bald wird das Gemüth von einer sanften Wehmuth ergriffen, und bis zu Thränen gerührt, bald geht dieser Gemüthszustand nach und nach in die vollkommenste Heiterkeit über; denn auch dies gehört zu einem guten Schauspiel, daß diese Umwandlung nur stufenweise, nicht plötzlich geschehen darf.

Ein Dichter, der nicht nur sein Fach, sondern auch den Menschen studirt hat, und dem es also eben so wenig an Kenntniß desselben, als an Talent, Witz und Scharfsinn fehlt, weiß sich der Herzen zu bemeistern, ohne Fangball mit ihnen zu spielen. Auch ein gutes Lustspiel höre ich mit ungemeinem Vergnügen. Hier werden der Fantasie nur fröhliche und lachende Bilder vorgegaukelt; und mischt sich auch bisweilen ein stiller Ernst darunter, so verläßt ihn doch die Miene des Frohsinns nie gänzlich. Selbst eine Posse kann mich erfreuen; wenigstens trägt sie zur Erschütterung meines Zwerchfells bey; nur muß sie gerade nicht von der ganz niedrig komischen Gattung seyn, worin ein ungeschliffener und geistloser Hanswurst oder Kaschperle die Hauptrolle spielt.

Dergleichen Sünden wider den Geist des guten Geschmacks haben freylich nichts Anziehendes für mich. Operetten besuche ich nie des Textes, sondern bloß der Musik wegen, da jener in den meisten, welche dermalen zur Tagesordnung gehören, auf übernatürliche Abentheuer und andern Unsinn hinausläuft.

Was nun die Schauspieler betrift, so kann ich von ihnen weit weniger zu meiner Befriedigung verlangen, als jeder Sehender zu der seinigen, weil das Mimische oder die eigentliche Aktion gänzlich für mich verloren geht; doch auch das Wenige, was ich verlange, habe ich auf deutschen Bühnen nur äusserst selten, auf französischen hingegen fast immer vereint gefunden. Es besteht in folgenden drey Punkten: Erstlich wünschte ich sehr, daß unter den Schau-

spielern nicht immer noch so viele wären, die das stete Echo des Soufleurs sind; was freylich nicht Statt fände, wenn sie ihre Rollen besser einstudirt hätten. Wem gänzlicher Mangel an Gedächtniß dies unmöglich macht, von dem wäre es freylich klüger gehandelt gewesen, wenn er, statt sich dem Theater zu widmen, ein anderes ehrliches Handwerk ergriffen hätte. Als ein guter oder auch nur mittelmäßiger Schuster oder Schneider wäre er doch immer der menschlichen Gesellschaft nützlich gewesen; als ein schlechter Schauspieler hingegen lebt er Niemand zum Nutzen, sich zur Schande, und dem ehrsamen Publikum zum Spott und Hohngelächter *). Zweytens wäre

*) Dies möchte ich nur von einem Schauspieler sagen, dem es gänzlich an Talent fehlt.

es in der That eine schöne Sache, wenn Schauspieler, die doch wenigstens auf dem Theater, im eigentlichen Wortverstande, wie sein Buch reden, da alles, was sie sagen, aus einem solchen kömmt, endlich einmal anfangen wollten sich einer reinen Sprache zu befleissigen: denn fränkisch, schwäbisch, baierisch, östreichisch, ober- und niedersächsisch, kurz alle mögliche Mundarten unserer Sprache bekömmt man noch immer zu hören, deutsch aber höchst selten. Die deutsche Sprache der meisten Theater-

Es giebt gute Schauspieler, die bey einem ganz entschiedenen Talent ein schlechtes Gedächtniß haben, und nur mit der größten Anstrengung auswendig lernen. Für solche werden wenigstens die Sehenden bey Herrn Dülon um eine Ausnahme bitten.

W.

Prinzen und Prinzessinnen läßt sich sehr gut mit dem deutschen Gemeingeist des größten Theils unserer Nation verglei- chen; denn beyde haben dies mit einan- der gemein, daß sie noch gar nicht existi- ren. Von dieser Seite beschämen die Privat- oder Liebhaber-Gesellschaften die Schauspieler von Profession unend- lich, wovon sich jedoch der Grund sehr leicht erklären läßt. Jene nämlich beste- hen nur aus gebildeten Menschen, welche beständig an Einem Orte beysammen leben; diese hingegen (es versteht sich, daß ich hier nicht sowohl von stehen- den als von herumziehenden Truppen rede) größtentheils aus zusammengeraff- ten Leuten aus allen Gegenden Deutsch- lands. Endlich müßten drittens, wel- ches zwar nicht zum eigentlichen Spie- len gehört, aber doch die Schauspieler

angeht, und also auch nur von ihnen gefordert werden kann, die Zwischenakte kürzer seyn; denn diese sind, weiß Gott, bisweilen so entsetzlich lang, daß es himmelschreyend ist, wie man es wagen kann, die Geduld und Nachsicht des gutmüthigen Publikums so sehr zu mißbrauchen. Ich wohnte vor einigen Jahren einem Schauspiele bey, worin einer der Zwischenakte von so ungeheurer Länge war, daß das Orchester eine ganze Symphonie von Pleyel (der doch bekanntermaßen nicht die kürzesten gesetzt hat) durchspielte, wobey es noch zwischen jedem Stück einen merklichen Ruhepunkt machte, und sich dennoch genöthigt sahe sie von vorn wieder anzufangen; so daß das erste Allegro aufs neue zur Hälfte geendigt war, ehe man den Vorhang wieder aufzog. Ich könnte

Stadt und Datum noch genau bestimmt anführen, unterlasse es aber, um nicht aus dem Allgemeinen ins Persönliche zu fallen. Indessen findet diese Ungebühr nur unter Deutschen Statt; die Franzosen sind viel zu artig, und der Hochachtung, die sie dem Publikum schuldig sind, viel zu eingedenk, um sich eine solche unverzeihliche Nachläßigkeit gegen dasselbe zu erlauben. Nie habe ich auf einem französischen Theater, während des Zwischenakts, auch nur ein Menuet bis zu Ende spielen hören. Mag indessen auch von allen diesen drey Punkten *)

*) Mich wundert, wie Herr Dülon eines vierten Punkts vergessen konnte, der (wie man denken sollte) einem blinden Schauspielfreunde vorzüglich am Herzen liegen müßte, nämlich die Beschaffenheit des Sprachorgans der Schauspieler. Eine

das Gegentheil beysammen seyn, wenn es nur nicht mittelmäßig, sondern recht toll dabey zugeht, so verschaft auch dies eine Art von Vergnügen. Wenn z. B. nicht etwa eine oder zwey, sondern alle spielende Personen die Sprachwerkzeuge

harte, rauhe, unbiegsame, holprichte, heulende, kurz eine dem Ohr widerliche und der Verständlichkeit des Redenden hinderliche Stimme und Aussprache an Männern, ein zischendes, schnarrendes, meckerndes, oder ganze Reihen von Zeilen in gedehnten, einförmigen, aller Accentuation und Modulation ermangelnden Tönen daherstöhnendes Organ an Frauen, die vom Theater Profession machen, muß einem blinden Zuhörer ungleich peinlicher seyn, als solchen, die von ihren Augen durch die Gestalt oder das gute mimische Spiel der Schauspieler in etwas entschädigt werden.

des Soufleurs in immerwährender Anstrengung erhalten, so hat man gewissermaßen noch Vortheil dabey; man hört das Stück doppelt; einen muß man also doch immer verstehen, entweder den Soufleur, oder den Schauspieler.

Ich für meinen Theil gestehe, daß, meinem Gefühle nach, jene Fehler an Schauspielern durch nichts vergütet werden können. Vergnügen ist am Ende doch das, was wir vom Schauspiel erwarten; aber alles Vergnügen, so uns das Talent eines in andern Stücken guten Schauspielers machen kann, reicht nicht hin, den leidenden Zustand nur erträglich zu machen, worin wir uns befinden, wenn unsre Ohren mehrere Stunden lang unaufhörlich mißhandelt werden. Das Auge versöhnt sich sogar mit der Häßlichkeit einer Schauspielerin, wenn sie ein schönes Organ hat; den Mangel

Was nun die Provinzial-Dialekte betrift — doch hierüber muß ich meinen Lesern ein Beyspiel mittheilen, was sie gewiß belustigen wird. Zwar ist es etwas unschicklich; doch Veranlassung und Zusammenstellung werden dies hoffentlich wieder gut machen. In der bekannten

des letztern hingegen kann die reizendste Schönheit nicht ersetzen. Das bekannte Beyspiel des berühmten Le Kain beweiset, wie viel ein hartnäckiger Fleiß, mit Genie und Studium der Kunst verbunden, selbst über das widerspänstigste Organ vermag. Schauspieler, die mit einem oder mehreren der obberührten Fehler behaftet sind, sollten sich entweder nicht eher zufrieden geben, bis sie solche möglichst verbessert hätten — und gewiß ist einem ernstlichen Willen sehr viel möglich — oder sie sollten dem Theater lieber gänzlich entsagen. W.

Dittersdorfischen Operette, der Doktor und Apotheker, kommt in einer gewissen Arie vor: So legt man sich ins Bette. Dies hat nun der Componist so behandelt, daß die beyden ersten Worte dreymal wiederholt, und jedesmal durch eine Pause unterbrochen werden, worauf sodann die übrigen folgen. Diese Operette nun hörte ich einst aufführen. Der Schauspieler, der das Erwähnte zu singen hatte, mußte dem Anschein nach ein Wiener seyn, denn er sang mit lauter Stimme und vernehmlicher Deklamation: „So leckt — so leckt — so leckt.“ — Hier hatte ich Mühe etwas zurückzuhalten, was mir mit einem Male durch den Sinn fuhr, und wodurch, wenn ich es hätte laut werden lassen, höchst wahrscheinlich ein allgemeines Gelächter entstanden wäre.

Um nun endlich auf die langen Zwischenpausen zu kommen, so haben auch diese bisweilen ihr Gutes; denn sie lassen dem Hörer Zeit, sich mit seinem Nachbar, wenn er anders der Mann dazu ist, über das Gehörte zu unterhalten und satt zu lachen. Ueberhaupt dient, meiner Meynung nach, das Theater den Zuschauern bloß zur Zerstreuung, zur Erholung von bürgerlichen und häuslichen Geschäften, mit einem Wort zum Vergnügen, und den Schauspielern zum Erwerbszweig. Man hat zwar seit undenklichen Zeiten behauptet, und behauptet es noch täglich, daß es einen weit höhern Zweck beabsichtige, nämlich den, die Menschen moralisch-besser zu machen. Ich bin weit entfernt, an sehr vielen Schauspielen die Tendenz hierzu zu mißkennen; ob aber das Theater

diesen Zweck wirklich erfüllt? ob es ihn je erfüllt hat? dies ist freylich eine andre Frage. Mir wenigstens kommt es mit dieser moralischen Besserung gerade so vor, als mit der Bekehrung auf dem Krankenbette, welche gewöhnlich nicht länger dauert, als bis der Kranke, nach welchem der Sensenmann schon seine dürre Knochenhand auszustrecken schien, gegen alles Vermuthen plötzlich wieder genest. Da pflegt er es dann bald wieder anzufangen, wo er es vor seiner Krankheit ließ. Nie habe ich noch etwas davon gehört, daß das Schauspiel je aus einem Taugenichts einen rechtschaffenen Mann gemacht hätte; wohl aber sind mir Beyspiele in Menge bekannt, daß Jünglinge mit den besten Anlagen edle Menschen, nützliche Bürger und gute Hausväter zu werden, und Mädchen,

welche die besten Hausfrauen, Gattinnen und Mütter zu werden versprechen, bloß durch den leidigen Hang zum Schauspielerleben und dessen Befriedigung allmählig vom Wege des Guten abgeleitet, dem moralischen und physischen Verderben von Stufe zu Stufe näher geführt wurden, und endlich zu dem Niedrigsten, Verworfensten und Bedaurungswürdigsten ihres Geschlechts herabsanken. Niemand, der ein wenig Welterfahrung gesammelt hat, wird läugnen, daß die Moralität unter den Priestern und Priesterinnen der Thalia eben nicht ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat. Es wäre zwar die gröbste Vermessenheit, hier keine Ausnahme Statt finden zu lassen; im Gegentheil kenne ich deren selbst so manche, daß ich mich oft nicht genug wundern kann, daß es

ihrer nicht weit weniger giebt. Bey allem dem aber ist ihre Anzahl doch, nach Verhältniß des Ganzen, so klein, daß sie nicht hinlänglich sind, das Vorurtheil zu entkräften, welches die Sitten und Lebensweise der ungleich größern Zahl dem ganzen Stande zugezogen haben. Kein Schriftsteller hat, meines Bedünkens nach, so richtig über diesen Gegenstand gedacht, als Müller in Itzehohe. Sollten (was ich zwar kaum glauben kann) einige meiner Leser mit den Geistesprodukten dieses Mannes noch nicht bekannt seyn, so verweise ich diese auf einen der komischen Romanen aus den Papieren des braunen Mannes, welcher Emmerich betitelt ist. Alles, was in diesem vortrefflichen Buche (aus welchem, im Vorbeygehen gesagt, mehr Menschenkenntniß und

Weltklugheit zu lernen ist, als aus allen Roberten, Elisen, Weibern und Männern, wie sie seyn sollten, und wie sie sind) über Schauspiel und Schauspieler gesagt wird, unterschreibe ich von ganzem Herzen, und kehre nun nach dieser langen Abschweifung *) wieder zu meiner Geschichte zurück.

*) Das von dem Verfasser gefällte harte Urtheil über die Sittlichkeit der Schauspieler bedürfte, um von mir unterschrieben zu werden, einer viel genauern und ausführlichern Berichtigung, als hier von mir erwartet werden kann. Jeder Stand, jede Lebensart hat, von dieser Seite betrachtet, seine eignen Nachtheile, Gefahren, Versuchungen und Hindernisse. Ich, meines Orts, kenne keine Klasse, keinen Stand, keine Profession, wovon sich — wenn man das, was die meisten dazu gehörigen

Menschen seyn sollten, mit dem, was sie wirklich sind, der Schärfe nach vergleicht — verhältnißmäßig nicht eben so viel Böses mit hinlänglichem Grunde sagen liesse als von den Schauspielern, in so fern sie einen besondern Stand in der Gesellschaft ausmachen. Allgemeine unbestimmte Urtheile dieser Art führen immer etwas Unbilliges und Anstössiges mit sich, und es ist nicht wohl abzusehen, was sie Gutes wirken könnten.

W.

Neunzehntes Kapitel.

Aufenthalt in Stettin. Bekanntschaft mit einem Biedermann wie er ist. Eine Erklärung. Paralelle zwischen dem Umgang mit einem Freunde, und dem Umgang mit der großen Welt. Rechtfertigung meiner Abschweifungen.

Wir verliessen also Schwedt, ohne auch nur die völlige Gewißheit mit uns zu nehmen, daß unsre Gegenwart und deren Absicht zu den Ohren dessen gelangt war, dem es eigentlich galt; denn die abschlägige Antwort, welche wir erhielten, war eben nicht geschickt uns davon zu überzeugen. Genug wir reisten am sechsten Oktober nach Stettin. Der schmutzige Dämon der Kabale ent-

wich, und der reine Geist der Biederkeit und Aufrichtigkeit bedeckte uns wieder mit seinen wohlthätigen Fittigen. — Aber für einen Layen, höre ich manchen sagen, schickt sich diese Sprache gar nicht; sie ist viel zu hochtrabend und poetisch. Gut dann, ich werde mich so niedrig und prosaisch als möglich erklären.

Wir waren an einen würdigen Mann empfohlen, der uns nicht nur bey unserm Geschäfte mit Rath und That an die Hand gieng, sondern uns auch mit so vieler Wärme und mit so vieler Herzlichkeit aufnahm, als wären wir schon längst seine vertrautesten Freunde gewesen. Bevor ich Stettin auf lange Zeit wieder verlasse, werde ich ihn meinen Lesern nennen; denn edle Menschen sollten billig der Welt eben so bekannt

werden, als große Geister, und wohl noch mehr, da unstreitig jene seltener sind, als diese *).

Im ersten Concert, welches ich am zehnten in Stettin gab, ward mir das längst gehoffte Vergnügen zu Theil, den damaligen Musikdirektor Wolf kennen zu lernen, der sich mir schon einige Jahre früher durch ein Dutzend Flöten-Duetts merkwürdig gemacht hatte. Diese tragen, wenn man sie mit den meisten heutigen Compositionen dieser Art zusammen hält, freylich das Gepräge des Alterthums an sich; aber dennoch, und vielleicht gerade deswegen, sind sie nur um desto gründlicher und fleissiger gearbeitet. Der Verfasser besuchte uns eines

*) Unstreitig? Beyde Gattungen dürften wohl gleich selten seyn.
W.

Vormittags auf unserm Zimmer; wir spielten ihm eins derselben vor, und er war mit der Art unsers Vortrags zufrieden. Bekanntermaßen gehört dieser brave Mann schon längst zu jenen reinen Lichtern, die hier ausgebrannt sind, um in höheren Regionen desto heller zu glänzen.

Am vierzehnten gab ich ein zweytes Concert, und am sechszehnten reisten wir nach Stargard. Hier fiel aber weiter nichts Erhebliches vor, als daß ich am neunzehnten ein Concert gab, welches noch überdies sehr schlecht ausfiel. Wir kehrten also den zwanzigsten wieder nach Stettin zurück, worüber ich herzlich froh war. Denn so sehr es mir auch damals noch an Geistesbildung mangelte, und so unerfahren ich in der Kunst war, durch etwas anders, als

mein Bischen praktische Fähigkeit in der Musik, die Menschen an mich zu ziehen, und mir ihre Liebe zu erwerben, so regten sich doch schon die Gefühle reiner Freundschaft in meinem Herzen. Wie sehr mußte es mich also nicht freuen, bald wieder in die Nähe des erwähnten Biedermanns zu kommen, bey welchem ich schon so manche glückliche Stunde zugebracht hatte! Indessen lernte ich hier noch verschiedene sehr würdige Männer kennen, die sich in mancher Hinsicht ungemein gütig gegen mich bewiesen. Ich könnte sie meinen Lesern nahmhaft machen, und würde es auch ohne Anstand thun, wenn ich nicht auf meinen vieljährigen Reisen so unzählige Bekanntschaften dieser Art gemacht hätte, daß es in der That von meinem Gedächtniß zu viel verlangt wäre, wenn

ich sie noch alle zu nennen wissen sollte. Nun möchte ich aber doch gegen keinen, der mir in irgend einem Stück gefällig gewesen ist, den Schein der Vernachlässigung oder des Undanks auf mich laden. Um diesem also vorzubeugen, erkläre ich allen, die mich kennen, daß ich künftig nur folgende namentlich anführen werde: Erstlich Männer, die mir als Künstler oder Gelehrte vorzüglich merkwürdig scheinen; zweytens solche, mit denen ich auf einem vertrauten Fuß lebte, deren Freundschaft ich mir zu besitzen schmeichle und von welchen mir die Trennung schwer ward; endlich auch noch solche, mit denen mir sonst etwas Wichtiges begegnet ist. Diejenigen, welche gegen mich oder meine Reisegefährten offenbar als schlechte Menschen handelten, (denn wo lebt der Sterbliche, den nie ein

solcher hintergieng oder bevortheilte?) werde ich nicht nennen, es müßte denn seyn, daß ich im Stande wäre, meine Aussage legal zu beweisen. In diesem Fall ist, wie ich schon geäussert habe, nach meinen Grundsätzen, Schonung unrecht angebracht. So würde ich z. B. kein Bedenken tragen, ein Paar Gastwirthe, von welchen der eine uns auf eine schändliche Art geprellt, und der andre sogar in der Rechnung sowohl beym Zusammenziehen für jeden Tag, als in der Totalsumme offenbar betrogen hat, hier öffentlich an den Pranger zu stellen, wenn mir nicht zu ihrem Glück die Belege dazu ab Handen gekommen wären.

Am sechs und zwanzigsten gab ich abermals ein Concert, welches beynahe so zahlreich war, als die beyden ersten

zusammen; ein Beweis, daß in Stettin schon damals viel Liebhaberey für die Musik war, wiewohl sie sich nachher noch um ein Beträchtliches vermehrt hat. Mein schon ein paarmal erwähnter Freund war der Oberinspektor Targa, einer jener seltenen Menschen, die sich immer gleich bleiben; denen jede Art von Verstellung fremd ist; die uns bey der ersten Zusammenkunft schon für sich einnehmen, bey der zweyten mit magnetischer Kraft an sich ziehen, und bey der dritten sich unsrer Herzen schon so ganz bemeistert haben, daß wir fähig wären, ihnen einen begangenen Mord anzuvertrauen.

Zu jenen Edeln, denen man sich so ganz hingiebt, ohne erst lange mit der Vernunft Rath zu halten — als welche auch hier von selbst ihr Richteramt nie=

derlegt und bescheiden in den Hinter≠grund zurücktritt, um den Herzen freyen Spielraum zu lassen, weil sie gar wohl weiß, daß es hier ihrer Warnung nicht bedarf — zu diesen Edeln, sage ich, gehört mein Freund Targa. O! daß er doch noch recht lange zu ihnen gehören möge! Jeder, dessen Herz nach Freund≠schaft dürstet, ist in dieser Hinsicht auf Reisen besser und schlimmer daran als zu Hause; jenes, weil er dort mehr Ge≠legenheit hat als hier, Menschen edler Art zu finden; dieses, weil er öfter in die traurige Nothwendigkeit versetzt wird, sich von ihnen zu trennen. O! hätten doch des Armen Lebenstage nicht Trennungen! ruft mitleidig≠klagend der große Menschenkenner Hermes aus, und fürwahr, er hat nur allzu recht. Der Schmerz der Trennung — welcher

bey weitem größer seyn würde, als er es in der That ist, wenn er nicht durch die frohe Hoffnung des Wiedersehens gelindert, und bisweilen durch die unerwartete Erfüllung derselben in die angenehmste Ueberraschung, in die seligste Freude verwandelt würde — wirkt auf mich so sehr, daß ich die ersten Tage, ja oft die ersten Wochen hindurch völlig melancholisch bin, und oft mein ganzes Bischen Geisteskraft zusammen nehmen muß, um in fremden Gesellschaften, zu denen ich eingeladen werde, nicht gleich Anfangs für einen Pinsel zu gelten. Manche meiner gefühlvollen Leser werden aus eigner Erfahrung wissen, wie einem zu Muthe ist, wenn man dem längst gewohnten Umgang eines Freundes plötzlich entrissen, und mit einem Male wieder in die weite Welt hinein

gestossen wird. Doch Euch, die ihr mit jenen, nicht aber mit dieser bekannt seyd, will ich versuchen, den Unterschied, der zwischen beyden obwaltet, so gut als ich's vermag aus einander zú setzen. Dort waret ihr gewohnt, Herz und Zunge mit dem goldenen Bande der Wahrheit an einander geknüpft zu halten; aber wehe euch, wenn ihr hier nicht sorgsam bemüht seyd, dieses Band wieder aufzulösen! Dort galt es gleichviel, ob ihr den Gegenständen eurer Rede dieses oder jenes Wort unterlegtet; hier hingegen ist es äusserst nothwendig, jedes Wort von allen Seiten an den Probierstein der Politik, der Convenienz, des Sçavoir vivre, und wie das unzählige Heer der Complimentier-Ausdrücke weiter heissen mag, zu streichen, bevor ihr es dem Munde anvertrauet. Dort

war es euch vergönnt frey zu gestehen, was ihr für gut und böse, für recht und unrecht hieltet; hier seyd um alles in der Welt auf eurer Hut, nicht etwa bloß gegen menschliche Fehler und Schwachheiten, sondern selbst gegen die gröbsten Laster laut zu Felde zu ziehen, weil ihr sonst leicht Gefahr laufen könntet, irgend einen Mann von Bedeutung, der sich gerade in der Gesellschaft befindet, und dessen Protektion ihr nöthig habt, durch ein einziges unbedachtsames Wort zu eurem unversöhnlichen Feinde zu machen. Ihr greift vielleicht gerade sein Lieblingslaster an, und begeht also das schwere Verbrechen gegen ihn, sein böses Gewissen aufzuwecken. Ein Glück für euch, wenn dieses bereits so alt geworden ist, daß es weder Zähne noch Kiefern mehr hat, um beissen zu können.

Solchen Menschen sollte nun freylich die Vernunft sagen, und sagt's ihnen vielleicht auch, daß ihr bloß im Allgemeinen gesprochen, und als Fremde nicht einmal die Absicht haben könntet, persönlich zu seyn; doch das thut nichts; ein treuer Diener kann nicht leiden, wenn man seinem Herrn zu nahe tritt; und welcher Herrscher hat wohl treuere Diener, oder richtiger zu reden, kriechendere Sklaven, als das Laster?

Doch ich werde gewahr, daß ich meinen Lesern lauter alltägliche Dinge vorschwatze, welche sie wohl schon tausendmal und noch dazu weit besser gehört haben, als ich sie zu sagen vermag. Ueberhaupt dürfte man mir leicht den Vorwurf machen, daß ich besser daran gethan hätte, mit meinen Abschweifungen gänzlich zu Hause zu bleiben, da sie

doch nichts Neues enthielten. Dieser Vorwurf mag immer gegründet seyn; indessen sey es mir erlaubt, etwas zu meiner Rechtfertigung dagegen zu sagen. Wenn ich nämlich den Lesern in meinen Abschweifungen auch nicht das Mindeste gesagt habe, das sie nicht schon längst wußten, so war es ihnen doch bis jetzt noch unbekannt, daß es meine Meynungen sind, und diese versprach ich ihnen ja, laut Titel und Vorrede, aufzutischen. Ueberdies hoffe ich noch ein Zeugniß beyzubringen, daß heut zu Tage selbst die größten Gelehrten in diesem Stücke wenig oder gar nichts vor mir voraus haben. Von meiner Seite würde diese Behauptung allerdings höchst vermessen seyn; allein ich stütze mich auf einen Professor in Upsala. Sein Name ist mir zwar entfallen; dies thut aber

hoffentlich nichts zur Sache; genug von ihm stand vor ungefähr vier und einem halben Jahre in der Hamburger Zeitung, er habe sich anheischig gemacht, für jede Kantische Wahrheit, welche vorher noch nie gesagt worden wäre, einen Species-Thaler zu bezahlen. Wenn dieser Professor die großen und kleinen, goldenen und silbernen, runden Königs- und Fürsten-Denkmäler, durch die man in der Welt Wunder wirken kann, und ohne welche selten bey Menschen etwas auszurichten ist, so lieb gehabt hat — als meine Wenigkeit, so brauche ich wohl nichts mehr zu meiner Rechtferti-gung hinzuzusetzen.

Zwanzigstes Kapitel.

Anhänglichkeit der Greifswalder Musikliebhaber am alten Geschmack. Gute Aufnahme in Stralsund. Ich bin das erste Mal so glücklich, ein Dichterfeuer zu erregen.

Wir reisten am acht und zwanzigsten von Stettin ab, blieben die Nacht unter Weges, und kamen den neun und zwanzigsten zur Mittagszeit in Anklam an. Hier waren wir von Stettin aus an einen gewissen Sekretär Titius empfohlen, welcher im nämlichen Gasthofe wohnte, wo wir abtraten. Dieser Umstand verschafte uns noch in der Stunde unsrer Ankunft das Glück seiner Bekanntschaft; denn für ein Glück habe ich es von jeher gehalten, Männer kennen

zu lernen, welche die Kunst schätzen, sich fremder Künstler annehmen, und ihnen zu ihrem Fortkommen beförderlich sind. Ein solcher Mann nun war Titius, und überdies selbst einer der vorzüglichsten Dilettanten. Als ein solcher spielte er die Violine sehr gut, das Klavier aber wirklich meisterhaft. Er gab sich viel Mühe ein Concert für mich zu veranstalten, welches dann auch am ersten November zu Stande kam. Die Einnahme fiel freylich nicht sehr beträchtlich aus; doch war sie auch nicht schlechter, als man sie nach Beschaffenheit des Orts erwarten konnte. Nach geendigtem Concert machte uns Titius noch ein Paar frohe Stunden, indem er uns auf sein Zimmer einlud und uns einige Klavier-Sonaten von Kotzeluch zum Besten gab. Die Arbeiten und sogar der Name

dieses vortrefflichen Componisten waren mir bis dahin noch völlig unbekannt; aber die meisterhafte Art, womit sie hier vorgetragen wurden, flößte mir sogleich Hochachtung für ihren Verfasser ein, und ich bin überzeugt, daß er sich selbst gefreut haben würde, wenn er zugegen gewesen wäre. Denn daß es einem Componisten nicht gleichgültig ist, wie er seine Sachen hört, weiß ich, wenigstens von der guten Seite, aus eigner Erfahrung. Von der entgegengesetzten erzählte uns Titius folgende Anekdote: Ein reisender Violinspieler gab in einer gewissen Stadt ein öffentliches Concert. Eine Viertelstunde vor Anfang desselben kömmt ein andrer in gleicher Absicht an. Man benachrichtigt ihn davon; er eilt sogleich in den Saal, und indem er eintritt, fängt jener an ein Solo von ihm

zu spielen. — Der Neuangekommene hört ein Weilchen mit gespannter Aufmerksamkeit zu, wird aber bey jedem Takt mit der Art des Vortrags immer unzufriedener, und geräth endlich so sehr in Wuth, daß er sich nicht mehr bändigen kann, und dem Spielenden eine Maulschelle giebt, die er mit den Worten begleitet: H**tt, wie kannst du dich unterstehen, meine Sachen so zu verpfuschen! Hierauf bittet er das Publikum tausendmal um Verzeihung, und versichert hoch und theuer, daß er es unmöglich länger habe aushalten können, seine Composition auf eine so gewaltsame Art mißhandeln zu hören.

Am zweyten begaben wir uns von Anklam nach Greifswalde. Hier gieng mein Vater am folgenden Morgen beyzeiten aus, und kehrte bald mit

der erfreulichen Nachricht zurück, daß mein Name hier schon von der vortheilhaften Seite bekannt sey, und daß man meine Ankunft schon längst erwartet habe. Die sämtlichen Herren, an die wir empfohlen waren, besuchten uns noch am nämlichen Tage, und ihre Gespräche mit uns hatten natürlicher Weise gleich die Musik zum Gegenstand. Hier erfuhr ich nun, daß man in Greifswalde die alte Musik über alles schätze. Graun, Hasse, die Bachs, die Bendas, Quantz und mehrere dieser Art waren dort gänge und gebe; hingegen Symphonien von Vanhall oder sonst etwas, worin das letzte Stück einem Rondo nur ähnlich sahe, fand man ungenießbar. Dies war nun (wie man im Sprüchwort sagt) Wasser auf meine Mühle; denn damals glaubte ich

noch mit fester Zuversicht an eine allgemeine Wiederherstellung des alten musikalischen Schlendrians, ärgerte mich, so oft ich mich genöthigt sah öffentlich hinzutreten und etwas Neues zu produziren; und wenn ich ein Stück zu hören bekam, das nur ein wenig frey gedacht war, so seufzte ich allemal tief, und fühlte ordentlich Mitleid darüber, daß der Geschmack so sehr verdorben sey, um an solchen Windbeuteleyen, wie ich es nannte, Gefallen zu finden. Ja ich muß sogar zu meiner Schande gestehen, daß selbst unter Heyd'ns Meisterwerke manches war, worauf sich dieses bemitleidenswürdige Mitleid erstreckte. Bey so bewandten Umständen konnte es also nicht fehlen, daß es den Greifswaldern eben so angenehm seyn mußte mich zu hören, als es mir erfreulich war, mich

mit meinen Lieblingssachen vor ihnen hören zu lassen. Ich spielte den Herren, die sich bey uns einfanden, etwas von Quantz vor; es ward einstimmig gelobt. Hierauf ließ ich zur Abwechslung, hauptsächlich aber um zur Satyre Anlaß zu geben, etwas Neues folgen, und dies ward nun zu meiner herzlichsten Freude und Theilnahme eben so einstimmig belacht. Indessen zeigte man sich sehr zuvorkommend und gefällig gegen uns, und alles trug dazu bey, ein Concert zu Stande zu bringen, welches ich am sechsten gab. Die Begleitung war freylich nicht von der vorzüglichsten Art; aber sie bestand auch größtentheils aus bloßen Liebhabern, welche noch überdies die bescheidensten Männer von der Welt waren, und ihre Unvollkommenheit in

einer Kunst, die ihr Hauptgeschäfte nicht war, freywillig eingestanden.

Was nun die ausschließliche Anhänglichkeit der Greifswalder am alten Geschmack betrift, so werden es meine Leser kaum glauben, daß sie, trotz den großen Fortschritten, welche die Musik in einem so langen Zeitraum gemacht hat, noch vor wenig Jahren in gleichem Grade bey ihnen herrschte und vielleicht noch jetzt fortdauert. Die Greifswalder sind noch so gestimmt wie vor zwölf Jahren, sagte mir der Sekretär Titius, welchen ich nach Ablauf dieser Zeit in Anklam fand. Mir zu gefallen, fügte er hinzu, lassen sie wohl bisweilen eine Symphonie von Pleyel gelten; aber im Grunde ist es ihnen doch kein rechter Ernst damit. Anderthalb Jahre nachher kam ein reisender Violoncellspieler nach

Preussisch-Minden. Dieser erzählte mir, er habe kürzlich in Greifswalde ein Concert gegeben, in welchem, ausser denjenigen, womit er sich habe hören lassen, nichts als alte Sachen zum Vorschein gekommen wären. Doch wieder zum Verlauf meiner Geschichte.

Am siebenten reisten wir nach Stralsund, und erhielten hier einen augenscheinlichen Beweis, daß da, wo die Kunst allgemein geschätzt wird, sich auch der Künstler einer guten Aufnahme zu erfreuen hat; denn beydes vereinigte sich hier in einem sehr hohen Grade. Ich gab binnen sechszehn Tagen vier Concerte, und keines derselben war schlecht; doch zeichnete sich das zweyte am vortheilhaftesten aus. Die vorzüglichsten Tonkünstler, die ich hier kennen lernte, waren erstlich der Musikdirektor Eschrig,

einer der besten Orgelspieler, so ich je gehört habe, auch ein zwar nicht ganz gründlicher, aber ziemlich guter Kirchen-Componist; doch glaube ich nicht, daß seine Sachen öffentlich bekannt geworden sind, indem ich ausserhalb Stralsund nie etwas davon gehört, auch nicht einmal seinen Namen in einer periodischen Schrift gefunden habe. Zweytens der Organist Madtstädt, ein ziemlich fertiger Klavierspieler, der verschiedene Concerte für dies Instrument gesetzt hat; aber auch diese scheinen unbekannt geblieben zu seyn. Drittens Herr Riedel, ein sehr brauchbarer Orchestergeiger, und, was noch weit mehr zu schätzen ist, ein Mann von sanftem, gefälligem Charakter. Der erste von diesen dreyen starb einige Jahre nach meiner Abreise von Stralsund; die beyden

letztern aber leben meines Wissens noch. Ausserdem ward ich noch in verschiedenen Häusern bekannt, und allenthalben mit gleicher Güte aufgenommen; aus angeführten Ursachen aber mache ich keines derselben namhaft, und sage nur so viel, daß es mir in Stralsund ausserordentlich gut gefallen hat, und vorausgesetzt, was ich zu glauben sehr geneigt bin, daß wahre Liebhaberey für die Kunst, da wo sie einmal herrschend geworden ist, sich wenigstens eine wo nicht zwey Generationen hindurch in gleicher Stärke erhält, rathe ich jedem reisenden Künstler, Stralsund ja nicht vorbeyzugehen. Nur darf er beyleibe kein Stümper seyn; denn die dortigen Einwohner sind nicht nur Freunde und Beförderer, sondern auch Kenner der Kunst, auch ausserdem gegen Fremde

sehr gastfrey. Ueberhaupt lieben sie das Muntere und Gesellige, was zwar in den meisten Städten von Bedeutung und überhaupt in Pommern, Preussen, Rußland, Schweden und Dännemark fast durchgängig der Fall ist. Aller Orten aber, wo es viele muntere Zirkel giebt, in welchen man sich des Lebens auf eine stille geräuschlose Art, die sich mit der Sittlichkeit sehr gut verträgt, zu freuen weiß, pflegt man sich eben nicht so gar genau an die sogenannte Bürgerglocke zu binden, und ich erinnere mich nicht, in Stralsund, Lübeck, Hamburg, Petersburg, Moskau und mehreren Städten dieser Art, einer Gesellschaft mit beygewohnt zu haben, welche vor Mitternacht aus einander gegangen wäre; ja wir blieben nicht selten bis ein auch wohl zwey Uhr zusammen. Diese Art

zu leben ist nun wohl freylich manchem zuwider; auch kann nicht geläugnet werden, daß sie der Natur, die doch eigentlich den Tag zur Arbeit und zum Vergnügen, die Nacht hingegen zur Ruhe bestimmt hat, nicht so ganz angemessen ist; ich meines Theils aber habe mich immer sehr wohl dabey befunden; und wenn ich den Abend in einem heitern fröhlichen Zirkel guter Menschen zubringe, so ist es immer mein sehnlichster Wunsch, diese Freude recht lange zu geniessen. Nichts ist mir alsdenn unangenehmer, als wenn der Glockenschlag zehn gleichsam wie ein elektrischer alles in Bewegung setzt, um sich zu trennen. Da mein Vater dem sogenannten Nachtschwärmen sehr zugethan war, so bin ich auch von Jugend an dazu gewöhnt worden, und wenn ich mich noch so zeitig

zur Ruhe begebe, so schlafe ich doch äusserst selten vor Mitternacht ein, und die meisten meiner Hirngeburten sind Kinder der Finsterniß, in diesem Sinne nämlich; in einem andern hoffe und wünsche ich es wenigstens von ihnen nicht. Alle Aerzte sind nun zwar längst darüber einig geworden, daß der Vormitternachts-Schlaf dem Menschen am zuträglichsten sey, (wie der vortreffliche Hufeland, meiner Meynung nach, sehr klar bewiesen hat); dessen ungeachtet befinde ich mich schon viele Jahre hindurch in einem ununterbrochenen Gesundheits-Zustande, und kenne hingegen viele, die sich streng an die vorgeschriebene Regel binden und dennoch immer kränkeln. Nun könnte es zwar leicht möglich seyn, daß ihr Zustand bey weitem schlimmer, der meinige hingegen

um vieles besser werden würde, wenn wir mit unsern Gewohnheiten einen Tausch eingiengen; doch da ich von dergleichen Tauschhandel noch nie etwas gehört habe, so ist dies von meiner Seite nichts als Muthmaßung; auf bloße Muthmaßungen aber ist es eben meine Sache nicht, Gewohnheiten abzulegen, die weder mir noch andern schädlich sind.

Doch ich kehre wieder nach Stralsund zurück, und melde meinen Lesern, daß hier zum ersten Male meine geringe Kunstfähigkeit von einem gewissen Magister Krüger, der sich damals in Stralsund aufhielt, jetzt aber nicht mehr unter den Lebenden ist, mit einem Gedichte beehrt wurde. Es ist in der Folge nebst mehreren dieser Art öfters abgedruckt worden, und befindet sich also

wahrscheinl'ch in vielen Händen; versprochenermaßen aber theile ich es hier mit, wie es ist:

Ihr, dem welschen Lied im Schoose,
Hört den Göttersohn;
Hier ist mehr als Virtuose,
Hier ist Amphion.

Eine Gottheit haucht Gesänge
In sein Zauberrohr;
Und zum Marmor wird die Menge,
Wird Gefühl und Ohr.

Seht, wie an des Himmels Nähe,
Wie die Lerche steigt,
Wie bis an der Wolken Höhe
Dülons Odem reicht.

Welche Wollust in den Tönen,
Welche Zaubermacht!
Wie das Säuseln einer schönen
Stillen Frühlingsnacht.

Höret, wie, ermüd't zu singen,
Er im Trillo schwebt;
Gleich dem Seufzer, der auf Schwingen
Eines Engels bebt.

Wollust fordert meine Thräne,
Süß mit Schmerz vereint;
So wie Gellerts weiche Schöne
Philomelen weint.

O! wenn jener Wunderthäter
Noch auf Erden wär,
Lieber Dülon, dein Erretter
Wäre wahrlich er!

Fühl', o Gott, des Jünglings Lieder,
O! erlebt' ich's hier!
Gieb ihm seine Augen wieder,
Den Geruch nimm mir.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Reise von Stralsund bis Bremen. Noch ein Paar Winke für reisende Tonkünstler.

Am 30. November verliessen wir Stralsund, und blieben die Nacht in einer elenden Dorfschenke, wo wir nichts weiter haben konnten, als schlechtes Bier und Brod, und überdies mit einem erbärmlichen Streulager vorlieb nehmen mußten. Doch ich hätte dieses Umstandes gar nicht einmal erwähnen sollen, da es jedem, der im nördlichen Deutschland gereist ist, ohnehin bekannt seyn muß, daß hier die Wirthshäuser in den meisten Dörfern nicht besser bestellt sind. Genug wir kamen am ersten December Abends in Rostock an. Hier gab mein

Vater, wie gewöhnlich, am folgenden Tage sein Empfehlungs-Schreiben ab; hörte aber auch zugleich von jedem, daß es zu Rostock wenig Liebhaber der Kunst gäbe, daß es noch Niemand geglückt wäre, und daß man es uns gar nicht anriethe, hier etwas anzufangen; indessen könnte ich, wenn es mir sonst gefällig wäre, mich heute im gewöhnlichen Liebhaber-Concert *) hören lassen. Ich that es, und erhielt auch eine Bezahlung dafür, welche klein genug war, um uns hinlänglich von der Wahrheit dessen, was man meinem Vater gesagt hatte, zu überzeugen. Wir hüteten uns

*) Ein etablirtes Liebhaber-Concert, und keine Liebhaber der Musik! Ich wünschte, daß Herr Dülon uns dieses Räthsel aufgelöst hätte.

W.

also wohl, hier etwas weiteres zu unternehmen, bestiegen am dritten Nachmittags den Postwagen, und langten am vierten Morgens um acht Uhr in Wismar an, wo ich am neunten ein Concert gab, welches nach Beschaffenheit dieser Stadt sehr gut ausfiel. Am elften setzten wir uns abermals auf die Post, blieben die Nacht in Dassow, und trafen am zwölften bey guter Zeit in Lübeck ein. Hier lernte ich am Abend des folgenden Tages in einem der gewöhnlichen Liebhaber-Concerte, deren es damals wöchentlich drey gab, den Anführer derselben persönlich kennen. Dieser Mann ist mir viel zu wichtig, als daß ich ihn meinen Lesern nicht namhaft machen sollte. Er hieß Bülow, und war einer der vorzüglichsten Orchestergeiger und Concertisten, die mir jemals vorgekom-

men sind. Eine liebenswürdige Bescheidenheit, welche gemeiniglich dem wahren Verdienst zur Seite steht, und eine zuvorkommende Gefälligkeit, die leider nicht immer die Tugend großer Künstler ist, machten die Hauptzüge seines Charakters aus. Er unterstützte mich bey meinen Concerten nicht nur mit seiner vortrefflichen Begleitung, sondern noch jedesmal mit einem Violin-Concerte. Leider habe ich von diesem würdigen Manne nach der Zeit nie wieder etwas vernommen. Als ich mich zwölf Jahre nachher in Lübeck befand, war er schon längst nicht mehr dort; wo er aber geblieben sey, wußte mir Niemand zu sagen.

Fast aller Orten giebt es, wo nicht mehrere, doch wenigstens Einen im Publikum, welcher von Kunsteifer, oder

Menschenliebe, oder nicht selten von beyden zugleich angetrieben wird, sich fremder Künstler anzunehmen, wofür sie in der That nicht dankbar genug seyn können. Denn ohne dies würden sie auch selbst da, wo allgemeine Liebhaberey für die Musik herrscht, schwerlich zu ihrem Zweck gelangen, zumal wenn sie den Ort zum ersten Male betreten, oder wenn ihnen nicht wenigstens ihr Ruf vorausgegangen ist. In Lübeck fanden wir, ich weiß nicht mehr ob durch Empfehlung, oder durch bloßen Zufall, einen Mann, der, von ächtpatriotischem Eifer für die Kunst beseelt, sich mit Leib und Seele für uns verwendete. Ein lebhaftes Gefühl der Dankbarkeit zwingt mich, ihn hier nicht ungenannt vorbeygehen zu lassen. Es war ein Herr von

Wetchen *), also ein Edelmann; indessen kann ich von ihm mit völliger Gewißheit behaupten, daß er auch ohne dieses Geburtsvorrecht den Namen eines edeln Mannes verdient. Ich gab hier zwey Concerte, nämlich am neunzehnten und drey und zwanzigsten, von welchen das erste am besten gerieth. Ehe ich Lübeck wieder verlasse, muß ich noch einer interessanten Bekanntschaft mit einem Künstler erwähnen, zu welcher folgender Umstand die Veranlassung gab. Der selige Karl Philipp Emanuel Bach besaß eine auserlesene Sammlung von Gemälden berühmter Tonkünstler. An jenem für mich so wichtigen Tage nun,

*) So steht dieser Name in der Handschrift geschrieben; ich zweifle aber ob er richtig ist.

an welchem die bereits erzählte Geschichte mit dem Thema in seinem Hause vorfiel, ersuchte er meinen Vater, mich doch bey Gelegenheit für die bewußte Sammlung malen zu lassen. Wie schmeichelhaft mir dies seyn mußte, kann man sich leicht vorstellen. Als wir nun in Lübeck zufälliger Weise erfuhren, daß sich ein geschickter Maler daselbst aufhalte, war uns dies sehr erwünscht, und wir säumten keinen Augenblick Gebrauch von seiner Kunst zu machen. Als das Gemälde fertig war, fiel das einstimmige Urtheil aller, die es sahen, dahin aus, daß demselben nichts weiter mangle als die Sprache. Als wir nun einige Zeit darauf wieder in Hamburg waren, überreichte es mein Vater dem großen Bach, welcher eine herzliche Freude darüber hatte. Die Bildersammlung wurde

nach seinem Tode verkauft, und es schmeichelte mir nicht wenig, als man mir das Verzeichniß derselben vorlas, auch meinen Namen darin zu hören. Der erwähnte Maler war nicht nur vorzüglich in seiner Kunst, sondern besaß auch viele Geistesbildung, und die Gabe, sich durch seinen Umgang beliebt und angenehm zu machen. Sein Name verdient daher immer einen Platz in meiner Geschichte, wenn ihm gleich nicht, wie den meisten, die darin vorkommen, das Siegel der Unsterblichkeit aufgedrückt ist. Er nannte sich Karstens; doch auch von ihm habe ich weiter nichts wieder gehört.

Am dreyssigsten setzten wir unsre Reise weiter fort; meine Leser werden aber wahrscheinlich zu wissen wünschen, was uns bewegen konnte, so lange nach

geendigtem Geschäft an einem Ort zu verweilen, wo dermalen für unsern Vortheil nichts mehr zu hoffen war; ich eile daher, sie über diesen Punkt zu befriedigen.

Unter mehreren Fehlern gegen die Klugheit, welche sich mein Vater oftmals zu Schulden kommen ließ, war auch der, wenn es ihm an einem Ort besonders gut gefiel, den wesentlichen Nutzen seinen Vergnügungen aufzuopfern. Da es in meiner Geschichte noch oftmals vorkommen wird, daß wir uns mehrere Tage, auch wohl bisweilen Wochen, an Oertern aufgehalten haben, wo für uns nichts mehr zu gewinnen war, so wissen meine Leser nunmehro den Grund davon, und ich kann also künftig die Sache mit Stillschweigen übergehen. Auch würde ich diesmal

nichts darüber gesagt haben, wenn ich es nicht für Pflicht hielte, reisende Musiker auf jede meiner Erfahrungen aufmerksam zu machen. Es ist nämlich höchst zweckwidrig gehandelt, in den Wintermonaten, welche eigentlich unsre Erndtemonate sind, verschwenderisch mit der Zeit umzugehen. Einen oder zwey Tage kann man unter gewissen Umständen allenfalls zugeben, aber nur ja nicht mehr. In den sechs Tagen, welche wir in Lübeck für nichts und wider nichts zubrachten, hätten wir vielleicht an einem andern Ort schon wieder ein auch wohl zwey Concerte geben können. Im Sommer hingegen verhält sich die Sache umgekehrt; da braucht man freylich mit der Zeit nicht zu geitzen; im Gegentheil hat man von Glück zu sagen, wenn man auf solche Oerter trift, wo man

gerade so viel verdient als man braucht, und wo es einem die allzu große Theurung nicht unmöglich macht, sich recht lange zu verweilen, damit nur die Zeit, in der man doch eigentlich nicht leicht etwas erübrigen kann, ohne großen Verlust vorbeygehen möge. Doch in der Folge werde ich das Sommerreisen ein wenig näher beleuchten, wozu hier eigentlich nicht der rechte Ort ist, indem ich mich im Verlauf meiner Geschichte gerade am Schluß des Jahres 1783, und also mitten im Winter befinde.

Wir kamen am besagten Tage nach Eutin. Hier giengen unsre ersten Geschäfte ziemlich schnell von Statten, indem ich mich schon am ein und dreyssigsten vor dem russischen Gesandten daselbst hören ließ, von welchem ich sechs dänische Dukaten zum Geschenk erhielt.

Am ersten Januar 1784 spielte ich bey Hofe, und bekam doppelt so viel; und ein gewisser Graf Holmer, der mich am achten hörte, zeigte sich gerade zur Hälfte so freygebig gegen mich, als der russische Gesandte. Am zehnten gab ich ein öffentliches Concert; übrigens fiel in Eutin nichts weiter vor, als daß wir gleich den Tag nach unsrer Ankunft einen Mann kennen lernten, der uns, obschon wir nicht an ihn empfohlen waren, mit ausserordentlicher Güte, und, ohne dieses Wort zu mißbrauchen, mit Freundschaft behandelte. Kein Tag vergieng, an welchem er uns nicht besucht hätte, und sein Besuch konnte uns nie anders als angenehm seyn, da er in seinem Umgang die Biederkeit und Leutseligkeit selbst war; auch lud er uns bisweilen zu sich, wo wir denn unsre Zeit größten-

theils mit Musiziren zubrachten; denn beynahe hätte ich vergessen, daß er ein großer Liebhaber der Tonkunst war, und als ein solcher die Viole de Gambe sehr gut spielte. Aber wenn von einem Mann die Rede ist, der als Mensch und als Künstler gleiche Achtung verdient, so pflege ich nicht selten diesen über jenen zu vergessen. Da ich diesen vortreffli-chen Mann zu meinen intimsten Freun-den zählen kann, so nenne ich ihn; es war der Justizrath Heinze; denn ich kann nicht mit Gewißheit sagen, er ist es, indem ich Eutin nach der Zeit nie wieder besucht, auch von daher keine Nachricht erhalten habe, und also nicht weiß, ob er sich noch am Leben befindet.

Am vierzehnten früh um zwey Uhr setzten wir unsern Wanderstab weiter. Wir wählten mit Fleiß diese Stunde,

um Hamburg, welches elf Meilen von Eutin entfernt ist, noch vor Thoresschluß, das heißt, vor der Dämmerung zu erreichen. Wir setzten dies auch glücklich durch, und verfügten uns, noch ehe der Abend völlig anbrach, ins Einbeckische Haus, wo wir unsern großen Gönner Bach zu finden hofften, auf dessen Wiedersehn oder Wiederhören (wie ich es eigentlich nennen muß) ich mich schon längst gefreut hatte. Aber, ach! diese Freude war eine von denjenigen gewesen, deren es hienieden nur mehr als zu viele giebt, nämlich eine vergebliche, weil der gute Bach, während der ganzen Zeit unsers Aufenthalts in Hamburg, krank war, und also weder an Gesellschaft noch an Musik Theil nehmen konnte. Dies stimmte mich sehr herab, und trug nicht wenig dazu bey, daß

mir diesmal die Zeit nicht so angenehm verstreichen konnte, als das erste Mal.

Am achtzehnten spielte ich in einem der damals vorhandenen Liebhaber-Concerte, deren ich bereits erwähnt habe; es war das Moritzische, und ich bekam nach Verhältniß ein ziemlich gutes Douceur. Am zwey und zwanzigsten besuchten wir unsern Freund Seidel in Ottensen; dieser wackere Mann zeigte die lebhafteste Freude, uns so unverhofft wieder zu sehen, und machte sich, nach Art aller wahren Freunde, sogleich anheischig, für unsern wesentlichen Vortheil thätig zu seyn. Indessen kehrten wir am folgenden Tag nach Hamburg zurück, wo ich am ersten Februar ein Concert gab, welches, ungeachtet der Bemühung unsrer Gönner, (unter welchen sich Herr Eckhardt, der damalige

Gastwirth im Krämeramtshause, obschon wir nicht bey ihm abgetreten waren, am thätigsten zeigte) so schlecht ausfiel, daß die Einnahme kaum hinreichend war die Kosten zu bestreiten. Man glaube indessen keineswegs, daß in dieser kurzen Zeit die Liebhaberey für die Musik in Hamburg sich so sehr vermindert habe; es lag vielmehr etwas ganz anders zum Grunde; um dies aber meinen Lesern und hauptsächlich den Tonkünstlern (deren es doch ohne Zweifel unter ihnen geben wird, und die dieser Punkt am meisten angeht) mitzutheilen, sehe ich mich abermals genöthigt, einen Fehler meines Vaters zu rügen, welcher darin bestand, daß er einen Ort, wo es uns besonders gut gegangen war, allzu bald wieder besuchte. Dies ist aber auf keine Weise rathsam, wenn es einem anders

darum zu thun ist, sich bey der Welt in immer gleichem Kredit zu erhalten. Hierzu wird schlechterdings erfordert, daß man sich so viel als möglich selten zu machen suche. Ein musikalischer Künstler, der sich oft an demselben Ort sehen läßt, wird, gesetzt auch daß er einer der vorzüglichsten seiner Zeit wäre, doch am Ende alltäglich, und läuft überdies Gefahr, den Verdacht der Ungenügsamkeit, fast möchte ich sagen der Unverschämtheit, auf sich zu laden. Ich meines Theils halte es immer für das Zuträglichste, das Eisen zu schmiden weil es warm ist. Hat also ein Künstler durch ein Concert das Publikum für sich eingenommen, so daß er einstimmig aufgefordert wird ein zweytes zu geben, so thue er es; gesetzt auch, das erste wäre unter seiner Erwartung ausgefallen; es

wird sich immer ein enthusiastischer Freund der Kunst finden, auf dessen Unterstützung Er rechnen kann, und es müßte einen entschiedenen Mangel an Liebhaberey beweisen, wenn das zweyte Concert nicht um vieles einträglicher seyn sollte als das erste. Verlangt man alsdann noch ein drittes von ihm, so darf er es kühn dabey wagen, und mit seiner Willfährigkeit, durch die er sich noch überdies die Liebe des Publikums erwirbt, so lange fortfahren, bis die Einnahme wieder anfängt geringer zu werden; dann aber muß er sich auch zu nichts weiter bereden lassen, sondern sich sogleich aus dem Ort entfernen, und wenigstens so viel Jahre wegbleiben, als er Concerte daselbst gegeben hat. Hieraus läßt sich beynahe mit völliger Gewißheit schliessen, daß es uns in Ham-

burg besser als das erste Mal gegangen wäre, wenn wir noch zwey Jahre weggeblieben wären.

Am dritten kehrten wir nach Ottensen zurück, und erfuhren sogleich, daß die Bemühung des guten Seidels fruchtlos gewesen war. Er hatte ein Zirkular herumgehen lassen, und das Publikum in meinem Namen ersucht, sich zu einem Concert zu unterzeichnen; allein es hatten sich nur vier auf demselben unterschrieben, mithin ward aus der ganzen Sache nichts. Dies konnte man nun wohl einigermaßen einem Mangel an Liebhaberey zuschreiben; denn hier fand der vorerwähnte Fehler nicht Statt. Ein Jahr vorher war ich in Ottensen gewesen, und hatte nur Ein Concert daselbst gegeben. Ungeachtet wir nun gleich bey unsrer Ankunft vernahmen,

daß nichts für uns zu unternehmen sey, so wurde dennoch die schöne Zeit eben so verschleudert, als zuvor in Lübeck. Denn wir verliessen Ottensen erst am neunten Februar wieder, um uns nach Haarburg zu begeben, wo ich am zwölften, nach Verhältniß dieser kleinen Stadt, ein recht ansehnliches Concert gab. Am vierzehnten Abends um sechs Uhr reisten wir mit der Post nach Stade, wo wir am fünfzehnten gerade zur Mittagszeit eintrafen. Daß diese letzte Reise viel Angst, Schrecken und Gefahrvolles für uns hatte; daß die Nacht finster, die Wege verschneit und die Postillions selbst zweifelhaft waren, wo sie sich befänden; daß sie sich bisweilen vom Fuhrwerk entfernten, um die verlassene Spur wieder aufzusuchen, sie endlich auch fanden, und uns zuletzt

glücklich an Ort und Stelle brachten, das alles sind für Reisende sehr alltägliche Dinge, die unter hunderten gewiß neun und neunzig aus eigner Erfahrung kennen. Einen Umstand aber, obschon er in eben diese Rubrik gehört, muß ich etwas ausführlich erzählen, und zwar aus dem nämlichen Grunde, welcher mich bewog, des Feuerlärms in Berlin zu erwähnen. Die Postillions hielten bey einer Dorfschenke an, um in derselben einen Schnaps zu nehmen. Man weiß ja wohl, wie es diese Art Leute fast aller Orten zu machen pflegt; auch würden Billigdenkende es ihnen gern zu gute erhalten, wenn sie es nur nicht zu sehr mißbrauchten. Aber da bleiben sie dann gemeiniglich eine halbe, auch wohl bisweilen eine ganze Stunde in der Kneipe, und kümmern sich wenig darum,

ob die Pferde ein Unglück anrichten oder nicht. So ganz kann man es ihnen auch nicht einmal verargen, indem es leider so viele Passagiere giebt, welche sie in dieser Gewohnheit bestärken, und statt sie davon abzuhalten, selbst Theil daran nehmen. Dies war denn auch diesmal der Fall bey meiner sämtlichen Reisegesellschaft; sie stieg gleichfalls ab und gieng ins Wirthshaus. Ich allein blieb im Postwagen, und in der zügelfreyen Gewalt der unvernünftigen Geschöpfe, welche daran gespannt waren, zurück. Diese säumten auch nicht lange von ihrer thierischen Freyheit Gebrauch zu machen, und liefen, ehe ich mich dessen versahe, mit mir davon. Meinen Schrecken kann man sich leicht denken, und die Verpanzerung, worin ich steckte, war in diesem Augenblick sehr

heilsam für mich, indem sie mich abhielt einen unbesonnenen Schritt zu thun und vom Wagen herunter zu steigen, wobey ich leicht hätte das Leben einbüssen, oder, was noch ärger gewesen wäre, Arm und Bein brechen können; denn die hannöverischen Postwagen sind so entsetzlich hoch, daß man sich einer Leiter bedienen muß, um hinauf zu kommen. Indessen dauerte der fürchterliche Zustand, in welchem ich schon anfieng mich auf das Aergste gefaßt zu machen, nicht gar lange; die Pferde rannten gegen einen Baum, und konnten also nicht weiter. Mein Vater, der von der Wirthsstube aus das Rollen des Wagens gehört hatte, lief nun freylich was er konnte, um ihn zu erreichen; schwerlich aber würde ihm dies gelungen seyn, wenn nicht jener Baum der Retter meines

Lebens geworden wäre. So war nun diese Gefahr glücklich überstanden, und so wurden es auch nach und nach die übrigen, und wir langten endlich zu Stade an, wo uns ein wohlthätiger Schlaf für alles erlittene Ungemach reichlich schadlos hielt. Was uns übrigens in dieser Stadt begegnet ist, läßt sich in wenigen Worten zusammen fassen. Wir fanden nämlich eine gute Aufnahme, brachten viele Abende in fröhlicher Gesellschaft zu, lernten manchen braven und gescheuten Mann kennen, und wurden endlich, was uns am erfreulichsten war, überzeugt, daß man auch hier die Kunst zu schätzen wisse; denn die beyden Concerte, die ich binnen acht Tagen gab, fielen so vortheilhaft aus, als man es nur immer von einer Stadt, die bey

weitem nicht zu den ansehnlichsten in Deutschland gehört, erwarten konnte.

Ehe ich aber fortfahre, den fernern Verlauf meiner musikalischen Reisen zu erzählen, muß ich doch ein Paar Worte davon sagen, was ich mit der vorgedachten Verpanzerung meynte, wodurch zugleich meinen Lesern anschaulich werden wird, wie sorgfältig man seit meiner frühesten Kindheit gewesen ist, mich vor der Kälte zu verwahren, oder richtiger zu reden, wie wenig man dafür gesorgt hat, mich frühzeitig gegen Hitze und Frost abzuhärten. Denn wie nachtheilig eine solche Verzärtelung dem Menschen auf sein ganzes Leben ist, davon bin ich ein lebendiges Beyspiel, indem wohl schwerlich irgend Einer auf dem ganzen Erdenrunde vorhanden ist, der weniger Kälte aushalten kann als

ich. Wenn es Andern noch ganz gelinde vorkommt, so zittere ich schon vor Frost an allen Gliedern, und in eingeheitzten Stuben, wo Andere Thür und Fenster aufsperren, kann ich ohne weiteres Bedenken dicht beym Ofen sitzen, zumal wenn ich den ganzen Tag über gereist bin. Daß dies aber nicht leicht anders möglich seyn könne, werden meine Leser sogleich einsehen, wenn ich ihnen das Wesentlichste meiner ehemaligen Winter-Kleidung beschrieben haben werde, welches denn folgendermaßen beschaffen war: Ueber dem Hemde trug ich ein Brusttuch von Mollton mit Ermeln, hierauf folgte ein feines Oberhemd, alsdann eine Weste von Manschester oder anderm dicken Zeuge, und endlich der Rock, welcher gleichfalls sehr für den Winter eingerichtet war. So trug ich mich für

beständig im Hause; beym Ausgehen aber zog man mir über all dies noch einen dicken Ueberrock an, und wenn ich mich nun gar auf Reisen befand, wurde diese ganze Maschine (denn anders kann man doch wohl einen sechsfach umhüllten Fleischklumpen nicht nennen) noch in einen Mantel gewickelt, der so weit war, daß vier bis fünf Personen vollkommen Raum darin gehabt hätten. Ueberdies war derselbe noch mit einer Kappe versehen, welche dem mit einer Perücke und einem Hut bedeckten Kopf, an dessen Vordertheil sich noch ein grüner Schirm befand, gleichsam zur Wohnung diente. Die Füße, an denen ich nicht selten Pelzstiefel trug, logirten in einem großen Fußsack, der mit einer Litze an besagtem Mantel fest geknöpft wurde; welches nun freylich

äusserst gefährlich für mich gewesen wäre, wenn ich das Unglück gehabt hätte, umgeworfen zu werden. Ich hatte also doch wohl nicht unrecht, diesen postpackmäßigen Anzug eine Verpanzerung zu nennen. Als aber in der Folge meine Begleiterin — welche noch immer die treue Gefährtin meines Lebens ist, und es auch wohl hoffentlich bleiben wird, bis für den zurückbleibenden Theil die schlimmste, aber für den abscheidenden die wohlthätigste der Parzen uns trennen wird — als, sage ich, diese sich zu uns gesellte, bekam die Sache eine ganz andre Gestalt. Sie sah das Unzweckmäßige dieses Verfahrens ein, nannte es mit seinem rechten Namen, und eiferte so lange dagegen, bis nach und nach alles Ueberflüssige verschwunden war; das Brusttuch ausgenommen, welches ich noch immer

trage; doch sind keine Ermel mehr daran, auch ist es nicht von Mollton, sondern von Wolle leicht und elastisch gestrickt. Indessen fiel ich bald aus einer Thorheit in die andre; denn kaum war die Perücke nicht mehr vorhanden, so bediente ich mich an ihrer Statt einer Schlafmütze, die ich, wenn ich früh Morgens auf Reisen gieng, es mochte nun Sommer oder Winter seyn, sorgfältig über die Ohren zog, und dann erst noch den Hut so tief darauf pfropfte, als immer möglich war. Dies thue ich nun zwar bisweilen noch, aber doch nur, wenn ein hoher Grad von Kälte es nothwendig zu machen scheint; ausserdem aber bin ich durch einen Reisegefährten auf dem Postwagen plötzlich von dieser Thorheit geheilt worden. Sollte dieser Ehrenmann, den ich übrigens gar nicht

kenne, sich nach sechszehn seitdem ver-flossenen Jahren noch am Leben befinden und falls ihm diese meine Geschichte in die Hände fiele, sich des folgenden Vorfalls noch erinnern, so empfange er hiemit öffentlich meinen verbindlichsten Dank.

Man unterhielt sich nämlich, wie dies bey muntern Reisenden immer der Fall ist, über allerley Gegenstände, und kam zuletzt auch auf die Erziehung zu sprechen, und alle wurden bald einig, der jetzigen vor der ehemaligen den Vorzug einzuräumen. Unstreitig, versetzte mein besagter Arzt — so darf ich ihn ja wohl mit Recht nennen, denn Thorheit ist unstreitig eine Krankheit, und eine wohl angebrachte Satyre die beste Arzney dafür — unstreitig, sagte er, ist man in dieser Hinsicht jetzt viel weiter, als man

es noch vor achtzehn Jahren war. Man gewöhnt die Kinder weit mehr an körperliche Abhärtung, als es damals geschah. Denn man gebe nur ein wenig genau Acht, und man wird selten einen Jüngling von diesem Alter zu sehen bekommen, der, wenn ein kleines Lüftchen weht, nicht eine Mütze unter dem Hut hätte. Von diesem Tage an hat mich, ausser dem erwähnten Falle, Niemand mehr mit einem doppelten Hauptfutteral gesehen. Der grüne Schirm, dessen ich vorhin gedachte, war ein Einfall meines Vaters. Er hatte dabey die Absicht, meinem ersten Anblick das Widrige und Abschreckende zu benehmen, welches, wie er glaubte, darin lag. Ich bin aber vollkommen überzeugt, daß er dadurch seinen Zweck eher verfehlt als befördert hat; denn zur Zeit, da ich diesen Schirm

noch trug, hörte ich gar oft, daß Damen meinetwegen ohnmächtig geworden wären, und allerdings mußte bey sehr empfindsamen Seelen ein solches Wahrzeichen der Blindheit, noch mehr als sie selbst, das Mitleid rege machen; denn seitdem ich den sichtbaren Schirm, der mir überdies noch in fröhlichen Stunden den mir noch vergönnten geringen Antheil an dem äussern Licht entzog, weggeworfen habe, und mich an dem unsichtbaren des guten Gewissens, der mir so oft in trüben Augenblicken tausend innere Lichter der wonnevollen Ahndung einer glücklichen Zukunft disseits und einer seligen jenseits angezündet hat, allein begnüge, habe ich, dem Himmel sey Dank! nie wieder von Ohnmachten etwas vernommen, welche ich veranlaßt haben sollte. Indessen gebrauche

ich, wenn ich vor dem Publikum stehe, die Vorsicht, meine Augen sorgfältig zu verschliessen; was auch jedem anzurathen ist, bey dem die Natur dies nicht selbst schon gethan hat, weil das offene Auge eines Blinden in gewissen Fällen, die ich wohl nicht näher zu bezeichnen brauche, leicht großes Unheil anrichten kann. Doch ich lese so eben in euren Herzen, ihr Edeln, die ihr immer bereit seyd, an allem Theil zu nehmen, was die leidende Menschheit angeht, und für leidend haltet ihr ja auch den Zustand eines Blinden. Er ist es in der That, wie jeder andere, bey welchem man Trostgründe nöthig hat, um ihn erträglich zu machen. Euer edles Mitgefühl wird rege; es geht euch nahe, daß ich gerade in jenen Augenblicken, in welchen mein ganzes Bestreben dahin geht,

euch Vergnügen zu machen, mich desjenigen berauben muß, was mir der Lichtschimmer gewährt. Habt indessen Dank für diese gütige Theilnahme, von welcher mich die vielen Beweise, daß wenn gleich die Menschen böse sind, doch der Mensch gut ist, schon im voraus hinlänglich überzeugen, und seyd übrigens deswegen unbesorgt; denn auch mit verschlossenen Augen kann ich unterscheiden, ob es hell oder finster ist; überdies kann man ja auch ein Fenster ein wenig lüften, ohne es deswegen gleich sperrangelweit aufzureissen. Was hindert mich nun, es mit den Augen eben so zu machen?

Doch es ist Zeit, wieder zu meiner Geschichte zurückzukehren. Wir reisten also am zweyten Merz Abends von Stade ab, fuhren die ganze Nacht und

den folgenden Tag hindurch, und kamen, als es schon längst wieder finster geworden war, in Bremen an. Hier machten wir bald die Bekanntschaft der beyden Hauptpersonen unter den hiesigen Tonkünstlern, nämlich des Musikdirektors Horst und des Concert-Meisters Frese; auch lernten wir noch einen Mann kennen, der, obschon nicht Musiker von Profession, doch gleichsam das Orakel der Bremer Musik-Liebhaber war. Wenn reisende Künstler das Glück hatten sich in seine Gunst zu setzen, so waren sie geborgen; denn er nahm alsdann die ganze Sache über sich, so daß sie sich um nichts weiter zu bekümmern brauchten. Wer ihn aber zum Feinde hatte, der konnte sicher darauf rechnen, daß in Bremen für ihn nichts weiter zu machen war; denn, wie gesagt, was

er wollte, mußte geschehen, wovon ich im dritten Theil meiner Geschichte, wo ich Bremen nochmals berühre, ein auffallendes Beyspiel erzählen werde. Dieser Mann ist also merkwürdig genug, um ihn meinen Lesern zu nennen; er heißt Martins, und hat übrigens den Ruf eines ausserordentlich geschickten Mannes in seiner Profession, oder in seiner Kunst, wenn man will, denn er ist ein Uhrenmacher.

Was nun mein erstes Concert anbelangt, so konnte ich dasselbe erst am drey und zwanzigsten geben; denn den neunten und sechszehnten hatten schon andre reisende Tonkünstler in Beschlag genommen, welche eher in Bremen angelangt waren als ich. Nun gab es zwar zur Zeit nur Ein wöchentliches Liebhaber-Concert, und ausserdem keine

Winterlustbarkeit; es wären also in der Zwischenzeit noch Tage genug für mich offen gewesen, welches man meinem Vater auch zu verstehen gab; dieser aber hielt es für unedel, das Publikum eher von meinem Concert zu benachrichtigen, als bis jene, denen der Billigkeit gemäß die frühere Erscheinung ein näheres Recht gab, ihr Geschäft vollendet hatten, indem er glaubte, daß eine solche Zwischenankündigung ihnen auf jeden Fall Schaden zufügen würde. Ueberhaupt muß ich es meinem Vater zum Ruhme nachsagen, daß er viel zu rechtschaffen dachte, um sich irgend eine niedere Kabale zu erlauben; denn diesen Namen verdient es doch wohl mit Recht, wenn Kunstgenossen, welche zufälliger Weise an einem Ort zusammen treffen, einander ins Gehege kommen, und sich zu

bevortheilen suchen. O! wäre erst der glückliche Zeitpunkt vorhanden, in welchem unsre ganze Verbrüderung, einer für alle und alle für einen, sagen könnten: es giebt keine Dissonanzen mehr unter uns, und sollte ja bisweilen eine Statt finden, (welches, so lange wir noch Menschen und keine Engel sind, wohl nicht anders möglich ist) so folgt ihr doch die richtige Auflösung immer auf dem Fuße nach. O! wie gern würde man alsdann jedem das Lob ertheilen, welches dem Manne von wahrem Verdienst gewiß das liebste ist: ich schätze den Künstler, aber noch weit höher achte ich den Menschen in dir. Doch, ach! bis dahin wird wohl noch manches Lomberchen gemacht werden, in welchem die Spieler ausrufen: ich passe.

Das erste Concert, welches ich in Bremen gab, übertraf alle meine Erwartung; das zweyte hingegen gerieth nicht zur Hälfte so gut als jenes. Was uns noch übrigens hier begegnet ist, besteht kürzlich darin, daß der Concert-Meister Frese, welchem ich hier das gebührende Lob eines sehr braven Flötenspielers ertheilen muß, sich's recht angelegen seyn ließ, uns mit Freundschaft zu überhäufen. In seinem Hause brachten wir manchen frohen geselligen Abend zu. Ausserdem ereignete sich für mich noch etwas, wodurch ich auf meinen nachmaligen Reisen gar oft eine Art von Aufsehen erregt habe. Es logirte nämlich mit uns in demselben Gasthofe ein englischer Major, Namens Savage, welchen wir auch nach der Zeit in London wieder antrafen. Ich würde seiner

gar nicht erwähnt haben, wenn er nicht zu dem erwähnten Umstand die Veranlassung gewesen wäre. Mein Vater spielte nämlich bisweilen Abends Piquet mit ihm; ich hörte zu; und da ich von Kindesbeinen an ein Freund alles dessen gewesen bin, was zur Rechenkunst gehört, so fand ich bald Geschmack daran. Ich ward aufmerksam, begriff durch bloßes Anhören verschiedenes von selbst, und ließ mir das, woraus ich nicht klug werden konnte, von meinem Vater erklären. Nun war es mir aber nicht genug, den müssigen Zuschauer oder Zuhörer abzugeben; ich wollte selbst Theil an der Sache nehmen. Ich ersann mir also zu diesem Behuf eine Kartenzeichnung und lernte nun nach und nach ein Spiel, worin ich es, nach dem gütigen Aus-

spruch vieler, welche die Sache zufälliger Weise erfuhren, und sie dennoch schlechterdings nicht eher für möglich hielten, bis sie der Augenschein von der Wahrheit überführte, wirklich zu einem gewissen Grad gebracht haben soll. Ich bekam nach der Zeit noch von verschiedenen andern Kommersspielen Kunde; allein sie waren mir theils zu einfach, theils zu schwer, und ich kehrte immer wieder zum Piquet zurück, welches mir das meiste Vergnügen gewährt hat. Indessen habe ich nie um Geld gespielt; denn davon kann es wohl keinen abgesagtern Feind geben, als ich es bin. Ueberhaupt finde ich, seitdem mein Geist an Beschäftigungen edlerer Art gewöhnt ist, wohin hauptsächlich die Lektüre gehört, kein sonderliches Vergnügen mehr am Kartenspiel, und bequeme mich

immer nur dann dazu, wenn ich aufgefordert werde.

Am neunten April reisten wir nach Oldenburg, wo der damalige Erbprinz und nunmehrige Herzog dieses Namens seine Residenz hatte, und zur Zeit des Winters noch hat. Hier gab ich am zwölften ein Concert, welches dieser liebreiche Fürst mit seiner hohen Gegenwart beehrte, und sich von allen Prinzen, die mich hörten und keine regierende Landesherren waren (mit Ausnahme Friedrich Wilhelms des II.), am freygebigsten gegen mich bezeigte; denn er machte mir ein Geschenk von fünf Louisd'or. Im zweyten Concert, welches ich am siebenzehnten gab, war er nicht zugegen; auch fiel dies überhaupt nur sehr schlecht aus. Am neunzehnten kehrten wir wieder nach Bremen zurück.

Hier fanden wir abermals einen fremden Tonkünstler, welcher bereits ein Concert angekündigt, und es auf den drey und zwanzigsten festgesetzt hatte. Das meinige konnte also erst am sieben und zwanzigsten zu Stande kommen. Dies war aber das schlechteste, das ich jemals in Bremen gegeben habe. Der Grund davon wird leicht einzusehen seyn, wenn man sich dessen noch erinnert, was ich über mein letztes Concert in Hamburg gesagt habe. Der erwähnte Tonkünstler war ein sehr braver Sänger, ein Italiener, Namens Mussini. Wir machten bald nähere Bekanntschaft mit ihm; und da es sich zufälliger Weise traf, daß unser beyderseitiges Augenmerk zunächst auf Hannover gerichtet war, so wurden wir einig, diese Reise in Gesell-

schaft zu machen, und ein gemeinschaftliches Concert daselbst zu geben.

Bevor ich aber meinen Weg weiter verfolge, muß ich einen Umstand nachholen, welchen ich gehörigen Orts mitzutheilen vergessen habe. Als ich nämlich mein erstes Concert in Bremen gegeben hatte, verfertigte ich ein Solo, womit ich mich im zweyten hören zu lassen gedachte. Ich brachte dies auch wirklich zu Stande, und es fand allgemeinen Beyfall. Die Kenner waren so gütig, ihm das Lob einer guten Bearbeitung beyzulegen. Was aber mein eignes Urtheil darüber betrift, so trägt es zwar noch größtentheils die Spuren des alten Geschmacks an sich; indessen ist es doch bey weitem besser gerathen als die beyden vorhergehenden, deren ich bereits erwähnt habe. Denn erstlich

enthält es nicht so viel grobe Plünderungen; zweytens hat es bey weitem nicht den schwerfälligen, stolpernden Gang, und endlich, was ihm einigermaßen ein neues Gewand giebt, so ist es mit einem Rondo ausstaffirt. Dies Urtheil erstreckt sich auf das halbe Dutzend, welches ich (die beyden vorigen nicht mit gerechnet) überhaupt gemacht habe; nur muß ich noch hinzusetzen, daß sich die drey letzten in Hinsicht auf Neuheit und Eigenthümlichkeit sehr vortheilhaft vor den drey ersten auszeichnen. Da ich nicht Willens bin, die Geduld meiner Leser durch öftere Erwähnung dieser Machwerke zu ermüden, und da es ihnen auch gewiß sehr gleichgültig seyn wird, wo und wenn die übrigen entstanden sind, so sage ich hier nur noch kürzlich, daß sie nicht unmittelbar

auf einander folgten, sondern bisweilen mehrere Jahre vergiengen, ehe der Dämon des Componirens bey mir ansprach. Das letzte vollendete ich im Sommer 1789 zu Tübingen, von wo aus mein Vater die ganze Sammlung dem Fürsten von Fürstenberg zuschickte, wofür wir ein Gegengeschenk von sechs Karolinen erhielten.

Ich fahre nun in meiner Reisegeschichte fort. Wir giengen mit dem bewußten Sänger am dreyssigsten von Bremen ab, blieben die Nacht zu Campen, einem hannöverischen Dorfe, und trafen am ersten May in der großen und prächtigen Hauptstadt dieses deutschen Kurfürstenthums eines undeutschen Kurfürsten ein. Hier gaben wir am achten ein Concert, welches so vortheilhaft ausfiel, daß, obschon die Einnahme getheilt

werden mußte, dennoch für jeden ein nicht ganz unbedeutender Ueberschuß blieb. Indessen waren auch die Unkosten nicht so groß, als sie es gewesen wären, wenn wir nicht das Glück gehabt hätten, das Hoforchester zur Begleitung zu bekommen, welches natürlicher Weise keine Bezahlung nahm. Nicht immer aber wird reisenden Tonkünstlern dieses Glück zu Theil; ich selbst habe bey den meisten Concerten, so ich in Hannover gegeben habe, mich der Hoboisten bedienen müssen. Diese werden nun freylich bezahlt; auch sind sie, wie sich von selbst versteht, keine Meister von so vorzüglicher Gattung als die Hofmusiker; indessen kann ich ihnen doch das gebührende Lob nicht versagen, daß sie ein recht brauchbares Orchester formiren. Da mein Vater nun einsahe, wie thöricht

wir handeln würden, wenn wir länger fortführen gemeinschaftlich mit einem Andern zu agiren, weil daraus für beyde Theile nur Schaden erwachsen konnte, so trennten wir uns hier wieder von unserm Reise- und Kunstgefährten. Indessen glaube man nicht, daß (wie dies bey Leuten, welche eine ernsthafte Verbindung mit einander eingehen, leider nur mehr als zu oft der Fall ist) Mißhelligkeiten unter uns vorgefallen; im Gegentheil schieden wir als die besten Freunde von einander; und da Herr Mussini in meiner Geschichte keine Hauptrolle weiter spielen wird, so sage ich nur noch so viel, daß ich ihn Anno 1786 in Amsterdam wieder antraf, seit dieser Zeit aber nichts mehr von ihm vernommen habe.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Kleine Bemerkungen über das Reisen und Concertgeben in Compagnie. Fernerer Verlauf meiner Geschichte. Noch eine kleine Zugabe über den Einfluß der Jahreszeiten auf die Musik.

Was das Reisen und Concertgeben i:. Compagnie betrift, so habe ich nachmals mich öfter dazu bereden lassen, und (mit Ausnahme eines Einzigen, mit welchem ich überdies nicht einmal gereist bin, und wovon meine L.ser gehörigen Orts das Nähere hören werden) nie den geringsten Verdruß dabey gehabt. Indessen muß ich doch frey bekennen, daß ich Verbindungen solcher Art, obschon ich

sie selbst eingieng, für höchst zweckwidrig halte, auch inskünftige mich nicht mehr damit zu befassen gesonnen bin. Denn in der That hat ein reisender Künstler vollauf zu thun, und muß das Seinige sehr zu Rathe halten, um für sich allein etwas zu erübrigen; wie will er nun darauf rechnen, wenn er den Ueberschuß der jedesmaligen Einnahme mit einem Andern theilen muß? Man könnte zwar wähnen, ein angehender Künstler begründe leichter seinen Ruf, wenn ein schon berühmter Meister mit ihm gemeinschaftliche Sache mache; aber man beleuchte nur ein wenig diesen Satz mit der Fackel der Vernunft und Erfahrung, so wird man bald inne werden, daß er die Probe nicht aushält. Ist nämlich der unbekannte Musiker ein Stümper, so darf er kühn mit dem

größten Meister seiner Zeit auftreten. Diesem wird man zwar nie das gebührende Lob versagen; aber man wird auch allemal hinzusetzen: Schade, daß ein so geschickter Mann sich mit solchen Ignoranten einläßt! Hat hingegen jener das Seine gründlich erlernt, so verlasse er sich kühn auf seine gerechte Sache, und sein Ruf wird bald allgemein werden, ohne daß ein Mann von anerkannter Geschicklichkeit sich zu ihm gesellt. Es versteht sich übrigens, daß hier nicht von solchen Künstlern die Rede ist, welche mit einander aufgewachsen und in Einer Schule gebildet sind; auch nicht von denen, die zwar der Zufall zusammen führt, die sich aber bald dermaßen zu einander hingezogen fühlen, daß sie ein festes inniges Freundschaftsband errichten, welches sie auf ihr ganzes Leben

an einander kettet. Bey diesen verhält sich freylich die Sache ganz anders; hier ist das Interesse gemeinschaftlich; hier wird an keine Theilung gedacht; denn diese setzt Trennung voraus, und wo eine solche noch Statt finden kann, da ist es, wie gesagt, weit rathsamer, sich in gar kein Bündniß einzulassen, als sich der Gefahr auszusetzen, in Feindschaft aus einander zu gehen, wovon es unter uns Tonkünstlern nicht an Beyspielen fehlt. Dies ist meine unvorgreifliche Meynung über das Reisen und Concertgeben in Compagnie; nun wieder zu meiner Geschichte.

Von den persönlichen Bekanntschaften, die ich während der Zeit meines ersten Aufenthalts in Hannover machte, führe ich blos den schon erwähnten Uhrenmacher Mauerhof an. Er war ein Ju-

gendfreund meines Vaters gewesen, und gab, als ihn dieser nach einer langen Reihe von Jahren wieder fand, die deutlichsten Beweise, daß er die alte Freundschaft nicht vergessen hatte, von der ich mir schmeicheln darf, daß sie sich in der Folge, gleichsam als eine neu verjüngte, auch auf mich erstrecke, und hoffentlich von steter Dauer seyn wird. Denn so oft ich mich in Hannover befand, war Mauerhof immer derjenige, mit welchem ich am meisten und am vertraulichsten umgieng. Was die Geschicklichkeit in seinem Fache betrift, so kann ich freylich hierüber nicht urtheilen; aber nach dem einstimmigen Zeugniß aller Sachverständigen, die seine Arbeiten gesehen haben, gehört er unter die vollendeten Meister. Als Mensch ist er einer von denen, die in unsrer verderbten Welt

sehr schwer zu finden, aber desto leichter zu kennen sind, nämlich ein Mann von strenger Rechtschaffenheit. Doch ich darf, bevor ich weiter gehe, nicht unbemerkt lassen, daß wir eines Tages recht angenehm überrascht wurden, durch den Besuch eines Mannes, dessen schätzbare Bekanntschaft wir in Neu-Brandenburg gemacht hatten. Es war nämlich der sehr verdienstvolle Tenorsänger Cartellieri, der das dortige Hoforchester verlassen hatte, und jetzt im Begriffe stand, eine Reise nach Italien zu machen. Er gab bey dieser Gelegenheit in Hannover ein öffentliches Concert, welches ich aber nicht mit anhören konnte, weil ich bereits abgereist war. Dieser Umstand hätte also füglich aus meiner Geschichte wegbleiben können; allein ich konnte ihn unmöglich unterdrücken, da

es einen Mann betrift, der sich nach der Zeit von einer so gefälligen Seite gegen mich gezeigt hat, daß ich ihn wohl mit Recht für einen meiner wärmsten Freunde halten darf; und von einem solchen ist man ja immer zu sprechen bereit, so bald sich nur irgend eine Gelegenheit darbietet.

Am elften reisten wir nach Zelle, wo wir den ehemaligen Stadtmusikus Marquardt aus Lüneburg antrafen, der diesen Posten mit dem eines Ersten Hoboisten in Zelle vertauscht hatte. Obschon ich dies bereits wußte, so freute es mich doch innig, die alte Bekanntschaft mit einem Manne zu erneuern, gegen welchen ich als Künstler viel Achtung hege. Ich sage, obschon ich dies bereits wußte; denn die unerwarteten Freuden wirken bey weitem lebhafter auf

mich als die gehofften. Indessen glaube ich, daß es allen Menschen, welche überhaupt wissen was reine Freude ist, eben so geht. Es scheint mir in der Natur gegründet zu seyn, und meiner Meynung nach hat uns ihr großer Urheber die vielen vergeblichen Freuden (deren Ausgang oftmals bitterer ist, als es derjenige wohl wähnen sollte, der sie nicht aus eigner Erfahrung kennt) durch die unverhofften, die doch auch im menschlichen Leben nicht so gar selten vorkommen, mehr als reichlich ersetzt. Eine dieser Art wurde mir hier gar bald zu Theil. Ich lernte nämlich einen Mann kennen, der einer der vorzüglichsten Klavierspieler war, so ich jemals gehört habe; und was diese Freude noch um viel lebhafter machte, so gehörte er zu

der sehr beschränkten Zahl derer, welche sich gar füglich mit Wachslichtern vergleichen lassen, deren immer reiner Glanz nie durch eine Schnuppe verdunkelt wird *); da es hingegen unter den Mode- und Afterkünstlern unsrer Zeit so manches Talglicht giebt, bey welchem alle Augenblicke die Putze der Kritik nöthig ist, um eine unsaubere Schnuppe nach der andern davon zu nehmen, damit es nur nicht einen Räuber bekommen möge; woran es zwar heut zu Tage auch nicht fehlt, nur daß sich hier der Räuber nicht immer mit seinem eignen Fette begnügt, sondern gar oft fremdes zu Hülfe nimmt, und sich nicht selten

*) Diese Gattung von Wachslichtern macht sich heut zu Tage so rar, daß ich gestehen muß, sie gar nicht zu kennen.

W.

am reinen Wachse vergreift, welches dadurch in das unsauberste Talg verwandelt wird. Genug, Beckmann (so hieß dieser vortreffliche Tonkünstler) war ein gründlicher Componist, und hat viele schöne Concerte und Sonaten für das Klavier gesetzt. Ob etwas davon im Stich erschienen ist, weiß ich nicht; sollte es aber der Fall seyn, so wird es gewiß nebst mir noch mancher Freund der reinen Harmonie herzlich bedauern, daß auch Er sich schon seit vielen Jahren in jenen unbekannten Gegenden befindet, von denen noch Niemand zurückgekehrt ist, um uns ihre Beschaffenheit zu verkündigen. Auch fand ich hier unter den Hoboisten einen Hornbläser von so vorzüglicher Art, daß sein Name wohl einen Platz in meiner Geschichte verdient: er hieß Stockmar. Ich habe aber nach

der Zeit nichts Zuverläßiges weiter von ihm gehört.

Am fünfzehnten gab ich hier ein Concert, worin die Einnahme von äusserst schlechter Beschaffenheit war. Am sechszehnten reisten wir Abends um zehn Uhr mit der Post von Zelle ab, und langten am siebenzehnten Vormittags wieder in Hannover an. Hier gab ich am zwey und zwanzigsten ein Concert, bey welchem die Herren Hofmusiker abermals so gütig waren, mich mit ihrer Begleitung zu unterstützen. Uebrigens verstrich mir die Zeit hier sehr angenehm, wozu sowohl der Umgang des guten Mauerhof und mehrerer wackerer Männer, wie auch die schönen Spatziergänge, welche innerhalb und um Hannover sehr zahlreich sind, vieles beytrugen. Auch gefiel es hier meinem Vater so ausneh-

mend wohl, daß wir erst am dritten Junii den Ort unsers Aufenthalts veränderten und uns nach Braunschweig begaben. Dies verdient aber, nach der im vorigen Kapitel gemachten Bemerkung, keine Zeitverschwendung genannt zu werden; denn erstlich war schon längst die schöne Jahrszeit angegangen, welche wir Musiker, in Hinsicht auf unsern Vortheil, allenfalls die häßliche nennen könnten; zweytens waren wir durch Zufall, oder vielmehr durch die Vorsicht unsers Freundes Mauerhof in ein Privathaus einlogirt worden, in welchem wir sehr wohlfeil lebten.

Am Abend vor unsrer Abreise wurden wir in eine vornehme Gesellschaft eingeladen, welche mich Solo zu hören wünschte. Hier ward ich nun zwar nicht mit Geld beschenkt; dafür aber versah

man mich (was diesem oftmals vorzuziehen ist) mit sehr guten Empfehlungsschreiben, worunter sich auch eins an den Herrn von Veltheim in Braunschweig befand, zu welchem sich mein Vater den Tag nach unsrer Ankunft daselbst verfügte, und ausserordentlich gütig von ihm aufgenommen wurde. „Ich fahre noch heute nach meinem Gut;“ (sagte dieser vortreffliche Mann zu ihm) „wollten Sie nun einige Tage mit Ihrem Sohn bey mir zubringen, so wird es mir sehr angenehm seyn; an Unterhaltung soll es Ihnen hoffentlich nicht fehlen. Wahrscheinlicher Weise haben Sie noch nie die Harmonika gehört; ich spiele dieses Instrument, und darf mir schmeicheln, ein sehr gutes zu besitzen, indem es unter der Aufsicht des berühmten Rölling verfertigt worden

ist. Sind Sie also geneigt zu mir zu kommen, so soll Sie morgen früh der Wagen abholen." — Abermals eine unerwartete Freude für mich, und ich kann es dem guten Morpheus noch immer nicht genug danken, daß er mir die lange Nacht, welche mich von der Harmonika trennte, so schnell vergehen machte.

Kaum waren wir am andern Morgen angekleidet, als auch schon der Wagen vor der Thür stand, um uns nach Dechstedt zu bringen; so heißt nämlich das Gut des Herrn von Veltheim, auf welchem ich drey Tage verlebte, wie ich sie mir, die Blindheit ausgenommen, in den Wohnungen der Seligen nicht besser wünsche. Hierzu trug das anhaltend schöne Wetter, die Jahreszeit, in der alles grünte und blühte, überhaupt der

freudenreiche Genuß der mannigfaltig schönen Natur zwar vieles, aber gewiß, ohne alle Schmeicheley, der edle Besitzer Dechstedts selbst das Meiste beytrug. Die Erinnerung dieser drey wonnevollen Augenblicke (denn was ist ein Tag, welchen man im steten Genuß der reinsten Freude zugebracht hat, wohl anders als ein Augenblick?) kann nie so lebhaft in mir erwacht seyn, als eben jetzt, indem die Mittheilung dessen, was sich in diesem Zeitpunkt mit mir zutrug, es nothwendig macht, mir alles dieses im Geiste zu vergegenwärtigen. Dies erregt nun aber auch meine Dankbarkeit aufs neue dermaßen, daß es mir unmöglich ist, mich von Dechstedt wieder wegzuwenden, ohne dem Leser ein kleines Fragment meines dortigen Aufenthalts mitgetheilt zu haben.

Wbl 4.7.1926

So bald wir also daselbst angelangt waren, wurden wir in ein schönes, für uns zum Nachtlager bestimmtes Zimmer geführt, in welchem wir fürs erste unsern Anzug in Ordnung brachten, um mit Anstand vor unserm vornehmen Wirth erscheinen zu können. Dieser empfieng uns wie ein Edelmann, der diesen Namen mit Recht verdient, das heißt, liebreich, und ohne den mindesten Stolz oder Hochmuth (welches letztere hier wohl das rechte Wort ist) blicken zu lassen. Er behandelte uns in der Folge, wie man es von einem Manne, welcher Kunst und Künstler zu schätzen weiß, und überdies, obgleich Dilettant, doch manchen sogenannten von Profession beschämt, nicht anders erwarten konnte, das heißt, mit Achtung und Leutseligkeit, und, trotz der Erhabenheit

seines Standes über den unsrigen, wage ich dennoch hinzuzusetzen, mit Freundschaft. So bald wir das Frühstück eingenommen hatten, schritt er zu Werke, um uns die göttlichen Töne seiner Harmonika hören zu lassen. Aber weg mit jedem Versuch, die Gefühle zu schildern, welche sich meiner dabey bemeisterten! denn auch der beste, dessen mein ungeweihter Pinsel allenfalls fähig wäre, würde doch die helle Wahrheit immer nur in einem sehr dunkeln Lichte darstellen. Indessen muß ich, meiner Ueberzeugung gemäß, in das allgemeine Urtheil mit einstimmen, welches über die Harmonika gefällt worden ist: daß sie nämlich vieles von ihrem Reiz verliert, wenn man sie lange und oft hinter einander hört. Schon am dritten Tag erregte sie bey weitem nicht mehr dieselbe

Empfindung in mir wie am ersten. Ehe ich jedoch zu einem andern Gegenstande übergehe, muß ich hier noch hinzufügen, daß ich zwar auf meinen spätern Reisen oftmals Gelegenheit gehabt habe, dies Instrument zu hören; aber vor allen, die mir noch vorgekommen sind, gebührt doch dem des Herrn von Veltheim bey weitem der Vorzug, so wie auch ihm vor den übrigen Spielern. Er ließ uns indeß verschiedene Adagio's von eigner und fremder Composition hören; denn er war der Meynung, (welcher auch ich gänzlich beystimme) daß die Harmonika für das Allegro nicht geeignet sey. Um uns davon zu überzeugen, spielte er eins; allein so meisterhaft er es auch vortrug, so wollte es doch nicht klingen, indem sich die schmelzenden Töne zu sehr in

einander verwirrten, wodurch natürlicher Weise die Deutlichkeit verloren gieng.

Indeß wurden wir zur Mittagstafel gerufen. Unter den Gästen befanden sich mehrere von Adel, wie auch verschiedene Tonkünstler von Profession, welche der Herr von Veltheim ausdrücklich hatte einladen lassen, am ein vollständiges Concert halten zu können. Indessen glaube man nicht, daß (wie dies bey vornehmen Leuten besonders in Deutschland leider noch größtentheils der Fall ist) ein steifer gezwungener Hofton bey der Tafel geherrscht habe. O nein! gerade das Gegentheil. Ein jeder sagte frey was er dachte, und die Gespräche waren so munter und herzlich, als sie nur immer im Zirkel der intimsten Freunde geführt werden können. Auch lernte ich bey dieser Gelegenheit eine Art

von Unterhaltungsspiel kennen, welches ganz dazu geeignet ist, den Geist zu schärfen, und durch die komischen Wendungen, die bisweilen darin vorkommen, das Zwerchfell zu erschüttern, und, wo auch dies nicht der Fall ist, doch immer das Herz fröhlich zu machen. Denn freuen muß es einen allerdings, wenn man inne wird, daß man Verstand genug besitzt, schwere Räthsel zu lösen. Das Spiel besteht nämlich darin, eineu Gegenstand, den sich ein Anderer gedacht hat, durch fragen zu erforschen. Man fragt dann gewöhnlich zuerst, ob das Ding lebe oder nicht, ob es aus dem Thier- Pflanzen- oder Mineralreich sey; alsdann wählt man diejenigen Fragen, durch welche man das Ziel am schnellsten zu treffen wähnt. Je weniger Fragen nun einer dazu bedarf, desto

größer sind die Beweise seiner Geistes-gegenwart. Voltaire soll es in dieser Kunst zu einer solchen Vollkommenheit gebracht haben, daß er durch nicht mehr als drey Fragen den gedachten Gegenstand habe errathen können. Dies wird ohne Zweifel meinen Lesern eben so wie mir unmöglich vorkommen; allein der Herr von Veltheim versicherte es uns als eine ausgemachte Wahrheit *). Nach aufgehobener Tafel machte mein Vater mit mir einen Spatziergang im schönen Garten und in den kornreichen Feldern unsers vornehmen Gönners. Hierauf kehrten wir nach unserm Zimmer zurück, um in der Geschwindigkeit einige Duetts durchzuspielen, womit wir Willens waren,

*) Ich gestehe, daß ich es einer Stimme vom Himmel selbst nicht glauben würde. W.

uns vor ihm hören zu lassen. Das Concert nahm nun seinen Anfang; Herr von Veltheim regalirte uns mit einem Klavier-Concert von Kotzeluch, welches er so meisterhaft spielte, als es der Componist gedacht hatte. Nach geendigter Musik begann die Abendmahlzeit, bey der wir eben so fröhlich und munter, ja vielleicht beydes noch in einem höhern Grade waren, als am Mittag. Hierauf folgte noch ein wahrer Ohrenschmaus für uns, indem einige Doppelsonaten von der Composition des eben genannten Meisters gespielt wurden. Jeder Kunstverständige, dem die såmtlichen Werke dieses vortrefflichen Tonsetzers bekannt sind, wird mir gewiß beypflichten, daß sich kein einziges darunter befindet, welches ihn dieser Benennung nicht würdig gemacht håtte. So gieng nun dieser

erste Tag im Vollgenuß der reinsten Freude für mich zu Ende. Von den beyden folgenden sage ich nichts, weil sie jenem auf ein Haar glichen; nur das Einzige muß ich noch hinzusetzen, daß am letzten Mittag unser edler und gütiger Wirth zu uns sagte, er habe auf morgen eine Reise nach seinem bey Magdeburg gelegenen Gute festgesetzt, welche schlechterdings nicht aufzuschieben sey, und es ihm also unmöglich mache, uns seinem Wunsche gemäß noch einige Tage bey sich zu behalten. Auch darf ich es als einen wesentlichen Punkt nicht aus der Acht lassen, daß er uns beym Abschiede mit zwey Louisd'or beschenkte. Mit freudigem Gemüth über die verflossenen Stunden, mit stiller Wehmuth darüber, daß sie dies waren, und mit einem Herzen voll Dankbarkeit gegen den

Mann, ohne welchen uns wahrschein-
licher Weise diese Zeit sehr gleichgültig
und einförmig verstrichen wäre, kehrten
wir am achten nach Braunschweig zurück.
Der Sohn des Herrn von Veltheim und
ein Musiker aus der Stadt waren unsre
Reisegefährten, mit denen wir bis zum
Augenblick der Trennung das neuerlernte
Fragenspiel forttrieben.

In Braunschweig gieng mein Vater
noch am nämlichen Tage aus, um ein
öffentliches Concert zu veranstalten; in-
dessen gab man ihm den Rath, auch in
Wolfenbüttel einen Versuch zu ma-
chen, und sich an den dortigen Advo-
katen Georgi zu wenden, welcher sich
fremder Tonkünstler immer gern anzu-
nehmen pflege. Wir fuhren also am
dreyzehnten nach der benannten Stadt,
und machten sogleich Bekanntschaft mit

Herrn Georgi, welcher uns das gütige Versprechen leistete, die Veranstaltung eines Concerts für uns zu übernehmen, so daß wir für nichts weiter zu sorgen hätten. Auch hielt der wackere Mann redlich Wort, wie meine Leser weiter unten hören werden. Indessen kehrten wir noch am nämlichen Abend wieder nach der Hauptstadt zurück, wo ich am vierzehnten ein Concert gab. Am siebenzehnten gab der Kammerherr von Münchhausen den höchsten Herrschaften ein Frühstück und ein Concert, zu welchem letztern er mich einladen ließ; doch ward es nicht in der Residenz selbst, sondern zu Antonettenruh, einem drey Viertelmeilen von Braunschweig entfernten Lustschlosse, gehalten. Dieser Tag hatte abermals sehr viel Einfluß sowohl auf mein Vergnügen, als auf meinen Vor-

theil; doch ich übergehe, um nicht allzu langweilig zu werden, das Erste gänzlich, das Letzte hingegen bestand darin, daß ich von Ihro Durchlaucht der regierenden Herzogin sechs, und vom Kammerherrn von Münchhausen drey Louisd'or zum Geschenk erhielt. Am zwanzigsten ließ mich der Herzog Ferdinand zu sich rufen, theils um mich zu hören, theils um mein Urtheil über eine Flötenuhr zu vernehmen, welches ich ihm auch sehr leicht sagen konnte, ohne mich an der Wahrheit versündigen zu müssen, indem ich gestand, daß mir noch nie ein solches Meisterwerk vorgekommen sey. Diese Flötenuhr hatte Friedrich der Einzige einem auswärtigen Großen (wo ich nicht irre, war es ein Tartar-Khan) zum Geschenke bestimmt; auch war sie bereits unterwegs, als plötzlich

die Nachricht einlief, daß man ihm den Kopf abgeschlagen habe. Friedrich schenkte sie also dem Herzog Ferdinand, welcher uns dies selbst erzählte, und sich überhaupt sehr viel mit uns unterhielt; auch gab der liebreiche Fürst durchaus nicht zu, daß wir stehen blieben; wir mußten uns ihm zur Seite setzen; und der herablassende Ton, den er von Anfang bis zu Ende gegen uns beybehielt, war nicht der eines erhabenen Fürsten gegen einen Musikus, sondern, ich möchte fast sagen, der eines Freundes gegen den Freund. Hieraus ergiebt sich nun von selbst, (was ich aber mit allem Fleiß noch besonders bemerke) daß er das stolze Er, womit damals der größte Theil der deutschen Fürsten noch immer jeden Geringern zu traktiren pflegte, nicht gegen uns gebrauchte. Ein solcher

Halbgott, der dies that, hatte vermuthlich die Absicht dabey, jeden andern Sterblichen daran zu erinnern, daß er nur ein kleines Ich, er selbst hingegen, obgleich in Einer Person, doch ein grosses Wir sey. Eigentlich aber muß dies doch wohl noch nicht der rechte Grund gewesen seyn, weil sich sonst diese verächtliche Benennung nicht auch auf Autoren und Recensenten erstreckt haben würde; und so oft es mir einfällt, daß auch Friedrich der Zweyte, dessen Geistesgröße doch über jedes Vorurtheil erhaben war, einen Mann, der zu seiner Zeit und in seinem Fache doch gewiß nicht zu den Kleinen gehörte, und überdies nicht einmal sein Unterthan war, mit einem Wort, den verdienstvollen Gellert Er genannt hat, (wie uns Meisner in seinen Skitzen erzählt)

so weiß ich in der That nicht, was ich davon denken soll *). Genug, der große Ferdinand hieß mich, obschon ich damals noch in jeder Betrachtung sehr klein war, doch beständig Sie. Ich bin gewiß kein Schmeichler; am allerwenigsten gegen die sogenannten Erdengötter; aber um desto reiner und fester ist auch die Hoch-

*) Es ist sonst gar nichts hiebey zu denken, als daß der große König nicht nur alle Offiziers seiner Armee, sondern selbst seine Generale, die nicht fürstlichen Standes waren, (den einzigen Ziethen, wenn ich nicht irre, ausgenommen) und seine Minister Er nannte; daß er sich nun einmal an dieses Er gewöhnt hatte, und daß es ihm gar nicht in den Sinn kam, dem guten Gellert dadurch die allermindeste Geringschätzung zeigen zu wollen.

achtung, die gegen jeden Großen in meinem Herzen obwaltet, bey dem dieses Wort noch etwas mehr bedeutet als vornehm. Fürsten, bey welchen dieses der Fall ist, können meiner Meynung nach nie genug gelobt und als Muster für andre dargestellt werden, da leider ihre Anzahl noch immer sehr beschränkt ist. Zu diesen wenigen gehörte nun der menschenfreundliche Fürst, von dem ich eben rede, und um welchen es Schade war, daß ihn der Zufall der Geburt nicht mit einer Königs- oder Kaiserkrone begabt hatte. Wie glücklich wären unter seinem glor- und segenreichen Scepter die Millionen, so er beherrscht hätte, gewesen! Wahrlich nur ein gänzlich Verderbter, dem das folternde Gewissen keinen sichern Ruheplatz mehr vergönnt hätte,

nur ein solcher hätte sich weinend aus seinem Reiche stehlen müssen.

Als der Herzog Ferdinand uns entließ, legte er mit eigner hoher Hand ein Papier, welches zwey Louisd'or enthielt, in die meinige, und begleitete dies Geschenk mit den Worten: darf ich diese Kleinigkeit offeriren? Man könnte mich der kleinen Lobrede wegen, welche ich diesem huldreichen Fürsten so eben hielt, doch wohl einigermaßen der Schmeicheley beschuldigen, da ich ihn, in einem so kurzen Zeitraum, nur von seiner vortheilhaften Aussenseite kennen zu lernen vermochte; allein ich berufe mich auf das Zeugniß eines Campe und mehrerer glaubwürdiger Männer, die hinlängliche Gelegenheit hatten, sich von der Wahrheit alles dessen zu überzeugen, was ich hier gesagt habe.

Am ein und zwanzigsten gab ich in Wolfenbüttel ein Concert, welches durch die gütige Bemühung des Herrn Georgi so gut ausfiel, als es nach Verhältniß des Orts und bey der schönen Jahreszeit möglich war. Mit dem dortigen Orchester aber sah es damals noch sehr mißlich aus, wie folgende kleine Anekdote meinen kunstverständigen Lesern einleuchtend machen wird. Ich spielte nämlich ein Rondo, worin (wie bey den meisten der Fall ist) das Thema aus acht Takten bestand, welche von der Solo-Stimme vorausgeschickt und vom Tutti wiederholt wurden. Als ich es geendigt hatte, und nun die Reihe an den ersten Violinspieler kam, es nachzumachen, nahm er das Zeitmaaß gerade noch einmal so langsam, als er es eben von mir gehört hatte; wodurch

natürlich alles dermaßen in Unordnung gerieth, daß wir aufs neue wieder anfangen mußten. Eine ähnliche Anekdote muß ich hier noch nachholen, welche ich bey Erwähnung meines Aufenthalts in Prenzlau, wo sie sich zutrug, beyzubringen vergaß. Indessen fiel sie nicht bey der eigentlichen Produktion, sondern bey der Probe vor, und zwar in einem Flöten-Concert von Götzel, worin der neunte, zehnte und elfte Takt des ersten Ritornells aus laufenden Achteln besteht. Diese behandelte nun der erste Violinspieler als Sechszehntheile, blieb in der Folge diesem Zeitmaaße getreu, und endigte also das Tutti noch einmal so geschwind, als er es angefangen hatte. Ich hätte ihm zwar einen Wink geben können, daß er aus dem rechten Gleise gekommen sey; allein es war mir darum

zu thun, eine Probe seiner Fertigkeit zu hören; denn das Tutti enthielt in der Folge mehrere Takte, die aus einge-strichenen Triolen bestanden; indessen brachte er sie doch, obgleich weit über prestissimo, noch ziemlich gut heraus; doch konnte man, wie leicht zu erachten, die Anstrengung wahrnehmen, die es ihn kostete, und in der That, es klang possirlich genug. Doch ich kehre nun wieder nach Wolfenbüttel zurück. So bald also das Concert daselbst geendigt war, benutzten wir die angenehme Küh-lung des schönen Sommerabends, und fuhren wieder nach der Hauptstadt, in der ich am acht und zwanzigsten mein zweytes Concert gab. Am dritten Julii nahmen wir unsern Weg auf Hannover, von wo wir uns schon am folgenden Tag nach Pyrmont begeben wollten;

allein wir erfuhren gleich nach unsrer Ankunft, daß des kalten und regnichten Wetters wegen nur wenige Brunnengäste daselbst vorhanden wären. Es blieb uns also vor der Hand nichts anders übrig, als in Hannover, wo wir ohnedies gern waren, zu bleiben und bessere Tage zu erwarten; wofür uns indeß ein unverhoffter Zufall schadlos hielt. Die nämliche Gesellschaft, deren ich bey meinem vorigen Aufenthalt in Hannover Meldung that, lud mich am Abend des siebenten wieder in gleicher Absicht ein; sie war zahlreicher als das erste Mal, und ich erhielt ein Geschenk von drey Dukaten und zwey Louisd'or. Am dreyzehnten giengen wir endlich nach Pyrmont, wo wir aber wohl schwerlich unsere Rechnung gefunden hätten, wenn wir nicht so glücklich gewesen wären,

die hohe Protektion des Fürsten von Waldeck zu erhalten, welcher nicht nur mündlich versprach, das Concert mit seiner Gegenwart zu beehren, sondern sich auch dazu unterzeichnete, wodurch er es den sämtlichen Brunnengästen gleichsam zur Pflicht machte, seinem Beyspiele zu folgen. Ohne diese Stütze würden wir in Pyrmont eher Schaden als Vortheil davon getragen haben, indem alle Tage Komödie war, und man folglich das Concert zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde ansetzen mußte. Am zwanzigsten Vormittags um zehn Uhr gab eine Sängerin ein Concert; um drey Uhr nahm das meinige seinen Anfang, und nach Endigung desselben ward sogleich das Schauspiel eröffnet. Von allen aber hatte ich, ohne Zweifel aus obangeführter Ursache, den meisten Zuspruch. Wenn

ein reisender Künstler wähnt, daß es ihm an Orten, wo gewisse Umstände eine große Menge auswärtiger Fremden herbeyziehen, wie dies bey Brunnenkuren, Messen, Kaiserkrönungen, Friedensfesten und andern dergleichen Feyerlichkeiten geschieht) nie fehlen könne, so irret er sich gewaltig. Denn je größer der Zusammenfluß von Menschen an solchen Orten ist, um desto häufiger sind auch die Lustbarkeiten und Zerstreuungen daselbst. Da wechseln Concerte, Schauspiele und Redouten beständig mit einander ab. Ein unübersehbares Heer von reisenden Tonkünstlern, Mechanikern, Taschenspielern, Bereutern, Luftspringern und Gauklern aller Art, ist ununterbrochen beschäftigt, die Menge theils zu edeln Genüssen einzuladen, theils zu belustigen, theils zu betrügen, je nach-

dem es die Beschaffenheit ihrer Kunst und die Stufe, worauf sie in derselben stehen, mit sich bringt. Hier ist also ein Unterstützer, und zwar ein solcher, der das Vollbringen eben so in Händen als das Wollen im Herzen hat, ungleich nothwendiger als anderwärts. Hat der Künstler das Glück, einen großen Herrn, oder, was noch besser ist, eine Dame von hohem Stande für sich zu gewinnen, dann kann er beynahe mit völliger Gewißheit auf eine reichliche Erndte rechnen; findet sich hingegen Niemand, der sich seiner besonders annimmt, o! lieber Freund, dann greife beyzeiten nach deinem Wanderstab, wenn anders dir deine goldenen Sparpfennige nicht gleichgültig sind. Denn an solchen Orten lebt man insgemein viel theurer als da, wo nichts Ausserordentliches Statt findet.

Daß es übrigens mit meiner vorigen Behauptung seine Richtigkeit habe, hat mich die Erfahrung in Pyrmont von der guten Seite gelehrt; in Braunschweig lernte ich bald darauf die schlimme kennen, wie der Leser noch vor Endigung dieses Kapitels hören wird.

Am sieben und zwanzigsten spielte ich vor einer Privat-Gesellschaft, wogegen ich nach Verhältniß ein gutes Douceur erhielt. Am acht und zwanzigsten gab ich wieder ein öffentliches Concert, welches aber bey weitem dem ersten nicht gleich kam, theils weil der Fürst diesmal nicht zugegen war, theils weil die Freymaurer eine Zusammenkunft hielten, welche gerade um die Concertzeit ihren Anfang nahm. Dies hatte, wie ich nach der Hand von meinem Vater erfuhr, ein gewisser Herr ausdrücklich

veranstaltet, um ihm dadurch einen Possen zu spielen. Doch kann es auch möglich seyn, daß mein Vater, aus einer instinktmäßigen Abneigung gegen diesen Herrn, einen ungegründeten Verdacht auf ihn warf. Verhielt sich aber die Sache wirklich so, so muß man gestehen, daß dies eben nicht sehr brüderlich gehandelt war; denn der geneigte Leser wird sich wohl noch erinnern, daß mein Vater zu den Mitgliedern des eben genannten Ordens gehörte. Was die schönen Gegenden um Pyrmont betrift, so habe ich sie mir zwar beschreiben lassen; da ich sie aber nicht selbst in Augenschein nehmen konnte, so erwähne ich ihrer nicht, wie ich denn überhaupt sorgfältig vermeide, über Dinge zu sprechen, die nur durch den edeln Sinn, der mir fehlt, wahrgenommen werden kann. Ich

schränke mich also blos auf die schöne Promenade ein, die ich, als solche betrachtet, für eine der vorzüglichsten halte, die ich kenne. Auch den Brunnen habe ich bisweilen getrunken, aber weder gute noch schlimme Folgen davon gespürt; doch hatte der Geschmack desselben nicht viel Reiz für mich, denn ich fand ihn der Dinte sehr ähnlich.

Am dreyssigsten kehrten wir wieder nach Hannover, und am zweyten August von da nach Braunschweig zurück. Hier glaubte mein Vater, daß die Messe unserm Vortheil sehr günstig seyn würde, aber der Erfolg bewies das Gegentheil. Es gab hier deutsche Schauspiele, italienische Opern und noch manche andre Lustbarkeit; aber es gab keinen Fürsten von Waldeck, dessen Unterstützung aus dem Ertrag meines Concerts eine für

mich hätte machen können; mit Einem Wort, es fand sich diesmal auch nicht ein Einziger, der uns mit Rath und That an die Hand gieng; wir mußten alles auf die blinde Dame Fortuna ankommen lassen, auf die man, ihrer bekannten Veränderlichkeit wegen, eben nicht sonderlich rechnen kann, wovon sie uns denn auch gar bald eine starke Probe gab. Denn das Concert, welches ich am achten gab, trug kaum so viel ein, daß wir die Musiker bezahlen konnten. Und doch begieng mein Vater die Unvorsichtigkeit, (ich weiß in der That keinen gelindern Ausdruck dafür) sich noch auf ein zweytes einzulassen, welches auf den fünfzehnten festgesetzt wurde. Nur gänzlicher Mangel an Erfahrung in diesem Stücke konnte machen, daß wir den Erfolg nicht voraussahen. Es erschienen

nämlich am bewußten Tage so wenig Menschen, daß mein Vater sich genöthigt sah, ihnen das Geld wieder zurückzugeben, und unverrichteter Sache mit mir abzuziehen. So war ich denn wenigstens auch Einmal, in der Absicht mich hören zu lassen, in einem Concert-Saale gewesen, ohne die Flöte in die Hand genommen zu haben. Was noch das Schlimmste bey der Sache war, so mußten wir uns nach dieser musikalischen Fausse-couche noch einige Zeit in Braunschweig aufhalten, woran eine Unpäßlichkeit Schuld war, welche meinen Vater plötzlich überfiel. Indessen wurden wir doch für diesen längern Aufenthalt in etwas entschädigt. Es trat nämlich ein reisender Lord in den Gasthof ab, worin wir uns befanden. Dieser kannte bereits meinen Namen,

wünschte mich zu hören, ließ mich in dieser Absicht eines Vormittags auf sein Zimmer kommen, und beschenkte mich mit zwey Louisd'or. Der größte Theil des Sommers 1784 war nun also sehr vortheilhaft für mich verstrichen, und dies kann zu einem Beweise dienen, daß der Einfluß der Jahreszeiten auf die Musik nicht immer so groß ist, als man vielleicht glauben dürfte. Wo allgemeine Liebhaberey für die Kunst herrscht, da ist im Sommer wirklich mehr zu verdienen, als im Winter da, wo diese gänzlich fehlt. Aechter Kunstsinn oder Mangel daran ist also dasjenige, was auf den Vortheil und Nachtheil reisender Musiker weit mehr Einfluß hat als Sommer und Winter. Bey alle dem aber bleibt es doch ausgemacht, daß jener nicht so eigentlich für die Musik paßt,

als dieser; denn erstlich erfordert es wirklich einen großen Enthusiasmus für die Kunst, an einem heissen Tage, wo man gewohnt ist kühlenden Schatten aufzusuchen, sich auf mehrere Stunden in einen Saal oder Zimmer einzusperren, und statt der wohlthätigen Gerüche der Blumen und Kräuter, die Ausdünstungen einer Menge zusammengedrängter Menschen zu verschlucken; auch für den Spieler selbst ist die Hitze nichts weniger als zuträglich. Zweytens ist es einem reisenden Künstler überaus unangenehm, an jedem Ort, wo er sich nur blicken läßt, und von jedem, an den er sein Empfehlungs-Schreiben abgiebt, immer das alte Lied zu hören: es ist Sommer. So heißt es z. B. oft: Schade, daß Sie nicht in einer vortheilhaftern Jahreszeit zu uns gekommen sind; die Musik

wird hier sehr geschätzt; aber leider sind gerade unsre besten Liebhaber abwesend. Da ist z. B. der Herr Regierungsrath A., welcher Sie bereits aus musikalischen Schriften kennt, und so sehnlich darnach verlangt Sie zu hören, und gerade da Sie hier sind, befindet er sich in Pyrmont. Es wird ihm ein wahrer Donnerschlag seyn, wenn er bey seiner Rückkunft erfährt, daß er Sie verfehlt habe. Ferner der Herr Kriegsrath B., ein ausserordentlich geschickter Klavierspieler, der Kirnbergers Kunst des reinen Satzes studirt, auch mündlichen Unterricht bey diesem großen Contrapunktisten genommen hat. Wie erwünscht würde ihm diese Gelegenheit gewesen seyn, sich mit Ihnen über Composition zu unterhalten; aber er hat eine Reise nach Italien unternommen, von

welcher wir ihn erst in einigen Monaten wieder erwarten. Auch besitzen wir eine sehr vorzügliche Sängerin an der Frau Kommerzsekretärin C., welche sich gewiß ein besonderes Vergnügen daraus gemacht haben würde, Ihr Concert mit einer Arie zu unterstützen, wenn sie nicht vor ein Paar Tagen nach Rudolstadt abgegangen wäre, um dem Vogelschießen daselbst beyzuwohnen u. s. w. Alles dies nun bekömmt man im Winter nicht zu hören. Da findet man immer das gesamte Publikum vereinigt. Doch, da hienieden nichts vollkommen ist, so giebt es freylich dafür wieder andre Unannehmlichkeiten, die zur Sommerszeit gar nicht, oder wenigstens nur selten Statt finden. Stehende Concerte, Theater, Bälle, früher angekommene reisende Tonkünstler u. dergl. sind oftmals die

Ursache, daß man lange liegen muß, bevor man einen freyen Tag bekömmt. Allein dieses Mißvergnügen ist bey weitem nicht so groß, als das vorhin erwähnte; denn wenn man nur die Gabe oder die Kunst besitzt, sich Freunde und Gönner zu verschaffen, so wird einem dieses Zögern am Ende fast immer reichlich ersetzt. Dies alles wohl erwogen, habe ich es mir fest vorgenommen, das Sommerreisen gänzlich einzustellen, und dieses Jahr bereits den Anfang damit gemacht. Ich rathe unmaßgeblich auch andern Künstlern ein Gleiches zu thun; für diejenigen aber, welche dies aus gewissen Ursachen nicht im Stande sind, halte ich für das Beste, sich auf Bäder und kleine Städte einzuschränken. In ersteren kann es ihnen nach obiger Voraussetzung nicht leicht fehlen; und von

den letztern mögen sie ihr vorzüglichstes Augenmerk nur auf solche richten, welche viel Adel oder Beamte in ihrer Nachbarschaft haben. An solchen Orten kann man sich zur schönen Jahreszeit mehr versprechen als in großen Städten; weil jene im Winter nicht so häufig von Künstlern besucht und von Stümpern geprellt werden als diese, wo das Publikum oftmals Ursache hat dem Himmel zu danken, daß endlich die warmen Tage erscheinen, welche seine Ohren von den Mißhandlungen, denen sie nicht selten ausgesetzt waren, wieder auf einige Zeit befreyen. Doch ich werde gewahr, daß dieser kleine Appendix, wie ihn die Ueberschrift nennt, schon zu einer ziemlichen Größe angewachsen ist. Es sey also hiemit genug, da sich ohnedies im folgenden Kapitel Stoff zu einer

neuen Betrachtung oder Abschweifung darbietet.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung meiner Geschichte. Anekdote, welche beweist, daß die Musik keine freye Kunst sey. Pararelle zwischen ihr und der Kriegskunst. Reise bis Magdeburg. Familien-Zusammenkunft daselbst. Apologie der Wohlthaten im Stillen.

Am fünf und zwanzigsten giengen wir nach Helmstädt. Hier lernte ich am folgenden Tage den Concertmeister Stolze kennen, von welchem mich mein inneres Gefühl sogleich überzeugte, daß er ein

Mann von edlem deutschen Biedersinn sey; auch hat die Folge dieses Gefühl vollkommen gerechtfertigt. Denn so oft ich in Helmstädt war, erhielt ich von ihm so einleuchtende Beweise der aufrichtigsten Zuneigung und der uneigennützigsten Gefälligkeit, daß ich die größte Ursache habe, ihn für einen meiner intimsten Freunde zu halten, und als solchen hoch zu schätzen. Auch machte ich späterhin die Bekanntschaft des Herrn Hofraths Beyreis, welchen ich als einen großen Kenner und Verehrer der Tonkunst nicht übergehen darf. Indessen gieng unser Geschäft ziemlich schnell von Statten. Am acht und zwanzigsten gab ich Concert. Am neun und zwanzigsten wurden wir nebst dem eben genannten Herrn Hofrath Beyreis und einem Musikus, Namens Hartung, bey der

Frau von Veltheim eingeladen, welche sich auf ihrem Gute Marsleben, eine Meile von Helmstädt, aufhielt, und mich daselbst zu hören wünschte. Diese vortreffliche Dame nahm uns nicht nur über die Maßen liebreich und gastfrey auf, sondern sie machte mir noch überdies beym Abschied einen Louisd'or zum Geschenk, und wir kehrten am Abend dieses froh durchlebten Tages wieder nach der Stadt zurück, wo wir am dreyssigsten den Nachmittag bey unserm Freund Stolze sehr vergnügt zubrachten, und dringend von ihm gebeten wurden, wenn wir wieder nach Helmstädt kämen, sein Haus als das unsrige anzusehen, und nirgend anders, als bey ihm abzutreten. Seine würdige Frau ermangelte nicht, diese Bitte mit vieler Herzlichkeit zu unterstützen.

Am ein und dreyssigsten reisten wir nach Schöningen. Hier hatte bereits ein wackerer Mann, dessen Namen ich leider nicht erfahren habe, Kunde von meinem Aufenthalt in Helmstädt bekommen, und unsern dortigen Freund schriftlich ersucht, uns doch zu bereden, Schöningen nicht vorbeyzugehn, wofern es nicht ganz ausserhalb unsers Plans läge; der Ort sey zwar klein, und unsre Kunst könne hier nicht nach Verdienst belohnt werden; allein er wisse aus Erfahrung, daß ächte Künstler auch ein kleines Publikum nicht verschmähen, so bald man sie versichern könne, daß es aus wahren Kunstfreunden bestehe, was hier wirklich der Fall sey. So bald wir also in Schöningen angelangt waren, verfügte sich mein Vater zu diesem Manne, welcher sogleich die ganze Sache über sich nahm,

so daß wir weiter nichts dabey zu thun hatten, als am Abend des folgenden Tages vor das versammelte Auditorium hinzutreten und uns hören zu lassen; denn Concertgeben kann ich es nicht nennen, weil es damals in Schöningen noch gänzlich an Begleitung fehlte. Indessen suchten wir diesen Mangel durch Duetts und Solo's zu ersetzen, womit das Publikum hinlängliche Zufriedenheit bezeigte, so wie auch nach Beschaffenheit des Orts die Einnahme vollkommen zu der unsrigen ausfiel. Desto unangenehmer aber war uns folgender Vorfall, welcher sich noch während der Musik zutrug. Dem guten Manne, der sich unserm Geschäfte unterzogen hatte, war es nämlich nicht eingefallen, bey der Obrigkeit anzufragen, ob es uns auch erlaubt sey, einer Privat-Gesellschaft auf ein

Paar Stunden etwas vorzuspielen; denn als eine öffentliche Sache konnte man es doch im Grunde nicht betrachten, da es weder ein vollständiges Concert, noch dem Publikum durch gedruckte Zettel, sondern nur durch ein schriftliches Zirkular bekannt gemacht worden war. Dessen ungeachtet nahm der Herr Präsident dieses Vergessen sehr übel. Er schickte zu uns, und ließ Arrest auf unsre Sachen legen, weil wir uns unterstünden Concerte zu geben, ohne uns bey ihm gemeldet zu haben. Man kann leicht denken, wie sehr uns dies frappiren mußte; indessen nahm die Musik ohne weiters ihren Fortgang, und nach Endigung derselben brachte ein Gang, den mein Vater zu dem Herrn Präsidenten machte, alles wieder ins Gleis. So hatte ich nun auch die Erfahrung

gemacht, daß die Musik, wenigstens noch nicht aller Orten, das ist, wofür sie gehalten wird, und was sie billigermaßen allenthalben seyn sollte, nämlich eine freye Kunst, in so fern man dieses Wort in seiner höchsten und wesentlichsten Bedeutung nimmt. Freylich ist noch Niemand von irgend einer Obrigkeit untersagt worden sie zu erlernen; und von dieser Seite betrachtet, ist sie allerdings frey; aber eine Freyheit, die sich nicht auf die Ausübung erstreckt, ist im Grunde so viel als keine.

Am zweyten setzten wir unsre Reise auf Halberstadt fort, wo wir mit einem Manne bekannt wurden, der sich in mancher Hinsicht so ausgezeichnet gefällig gegen uns erwies, daß ich die Dankbarkeit gänzlich aus den Augen

setzen müßte, wenn ich ihn meinen Lesern nicht namhaft machte. Er war damals Lieutenant beym dortigen Regiment, bey welchem er noch gegenwärtig als Major steht; er nennt sich Herr von Witzleben, und ist ein großer Freund und Verehrer aller schönen Künste; spielt als Dilettant verschiedene Instrumente recht gut; besitzt viel Anlage zur Dichtkunst, und, um mit wenigen Worten alles zu sagen, ist ein Mann, der auf die vollkommenste Hochachtung jedes Klugen und Rechtschaffenen Anspruch machen kann. Auch führte uns der Zufall an einem schönen Sommer-Nachmittage mit dem berühmten Kanonikus Gleim an einem dritten Ort zusammen; ein Beweis, wie wenig ich damals noch das Glück zu schätzen wußte, mit einem solchen Manne persönlich bekannt zu wer-

den, denn sonst würd' ich es gewiß nicht dem blinden Ungefähr überlassen haben. Indessen machte es mir doch ein unbeschreibliches Vergnügen, den guten Vater Gleim, wie ihn unsre vorzüglichsten Dichter mit Recht genannt haben, reden zu hören; denn er sprach, seines schon damals ziemlich hohen Alters ungeachtet, noch immer mit der Lebhaftigkeit und mit dem Feuer eines Mannes, der so eben aus den Jünglingsjahren getreten ist. Doch in der Folge ein Mehreres von ihm.

Am fünften gab ich in Halberstadt mein erstes und am neunten mein zweytes Concert, und beyde waren mir in jeder Hinsicht erfreulich, nicht nur weil sie nach Verhältniß der Jahreszeit sehr gut ausfielen, sondern hauptsächlich deswegen, weil ich es mit einem Publikum

zu thun hatte, welches die Kunst zu beurtheilen und zu schätzen verstand.

Am zehnten gieng unsre Reise nach Quedlimburg, wo ich einen daselbst ansässigen Ton-Künstler näher kennen lernte, der sich bereits mit mir an einem und demselben Abend vor Friedrich Wilhelm dem II. hatte hören lassen. Dies ist der Organist Rose, ein guter Violonschellspieler und ein sehr gefälliger Mann. Denn kaum hatte er auf die Frage, wo wir zunächst hinzureisen gedächten, von meinem Vater vernommen, daß man ihm angerathen habe, nach Ballenstädt zu gehen, um mich bey dem regierenden Fürsten von Anhalt Bärenburg zu produziren, so erbot er sich die Reise mit uns zu machen, um dem dortigen Musik-Intendanten, den er sehr speziell kannte, unser Anliegen

vorzutragen. Ein so freundschaftliches Anerbieten konnte uns nicht anders als höchst willkommen seyn; und so bald ich mich am dreyzehnten in Quedlimburg hatte hören lassen, gieng es schon am folgenden Morgen auf Ballenstädt zu. Hier begab sich unser Freund Rose sogleich zu dem Herrn von Adercaßt (so hieß nämlich der Musik-Intendant) und kam bald mit der angenehmen Nachricht zurück, daß dieser ihm versprochen habe, die Sache dem Fürsten vorzutragen; und damit ich's kurz mache, so erhielten wir schon am Mittag vom Hofe den Bescheid, daß Se. Durchlaucht mich auf morgen zu hören verlangten.

Bevor ich aber in meiner Erzählung weiter gehe, muß ich mich über einen gewissen Punkt bey meinen Lesern rechtfertigen, die vielleicht sonst Wunder

glauben könnten, was für einen leichtsinnigen Begriff ich von der Freundschaft hege, indem ich ihnen einen Mann, dessen Bekanntschaft ich erst vier Tage zuvor gemacht, schon als meinen Freund darstelle. Denn die Art, mit der ich es thue, hat ganz das Ansehen, als ob ich ihn bereits zur Zeit, deren meine Geschichte eben erwähnt, dafür gehalten habe. Auch ist das wirklich so, und ich weiß gar wohl, daß ich die Sache hätte anders vortragen müssen, wofern sie sich anders verhielte. Allein in demjenigen Sinne, in welchem ich dieses Wort genommen habe, wäre statt der vier Tage, eine einzige Viertelstunde hinlänglich gewesen, um es auf ihn anzuwenden. Doch ich muß mich deutlicher erklären. Ich glaube demnach, daß es in der Freundschaft, so wie in allen andern

Dingen, eine gewisse Stufenfolge giebt; in dieser Voraussetzung nun hatte ich jeden, der mir auch nur den geringsten Liebesdienst erweist, gesetzt auch, daß er meine Gegengefälligkeit auf frischer That in Beschlag nimmt, wofern er nur nichts von mir verlangt, was die allgemeine Pflicht verbietet, für meinen Freund, obschon ich darum noch nicht gesonnen bin, ihn mein Inneres durchschauen zu lassen. Dieser Vorzug gebührt nur Freunden im erhabensten und edelsten Sinne des Worts, nur denen, die wenigstens ein halbes Menschenalter hindurch die Feuerprobe bestanden haben.

Der Rest des Tages, bey dessen Mitte ich eben stehen blieb, vergieng uns nun unter mancherley Abwechselungen sehr angenehm. So bald wir abgespeist hatten, machte unser Reisegefährte einen

Spatziergang mit uns, um meinem Vater die Anlagen von Ballenstädt zu zeigen; sodann verfügten wir uns aufs Schloß, um die Probe des morgenden Concerts mitzuhalten. Als diese geendigt war, nahm der fürstliche geheime Sekretär Reich, ein passionirter Musikfreund, das gesamte Tonkünstler-Personale mit nach seiner Wohnung. Hier gieng nun das Musiziren von neuem an, und dauerte ununterbrochen bis zur Zeit der Dämmerung fort, wo wir uns dann samt und sonders in ein Weinhaus begaben, welches die Herren Hofmusiker fast jeden Abend zu besuchen pflegten, um im vertrauten Kreise beysammen zu sitzen und sich ihres Daseyns zu freuen. Denn zur Steuer der Wahrheit sey es hier öffentlich gesagt, daß unter ihnen die Harmonie auch ausserhalb der Musik

einheimisch war. Hier vergiengen uns unter fröhlichen Gesprächen die Stunden wie Minuten; und um das Maas des Vergnügens recht überschwänglich voll zu machen, liessen Rose und Schrödel, der erste Violoncellist in der Kapelle und ein würdiger Schüler von jenem, ihre Instrumente holen, um die Gesellschaft mit einigen Duetten zu regaliren, in welchen sie dermaßen gegen einander wetteiferten, daß auch das geübteste Kennerohr nicht zu unterscheiden vermochte, wer von beyden der Meister oder der Schüler sey. O! daß ich hinzusetzen muß, Schrödel war ein verdienstvoller Künstler; denn leider ist er es nicht mehr, wenigstens für uns arme Erdbewohner nicht, indem er bereits vor einigen Jahren unsern Schauplatz verließ, und in jene höhere Regionen ein-

gieng, wo wahrscheinlicher Weise der Inbegriff irdischer Vollkommenheit nur zu den kleinsten Lichtern gehört. Uebrigens lernte ich von den übrigen Hofmusikern, welche sämtlich auserlesene Männer waren, namentlich kennen: den Herrn Schaudig, den ersten Hoboisten, welchem ich die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß ich in Hinsicht auf Schönheit und Sicherheit des Tons nie seines Gleichen auf diesem Instrumente gehört habe. Er blies im äussersten Piano bis ins dreygestrichene G, ohne daß es ihm auch nur ein einziges Mal fehlgeschlagen hätte. Auch auf der Flöte besaß er einen hohen Grad von Fertigkeit; nur fehlte es ihm hier gänzlich an einer reinen Intonation; was aber auch nicht wohl anders seyn konnte, indem sich zwey blasende Instrumente durchaus

nicht neben einander vertragen, am allerwenigsten die eben genannten. Indessen habe ich nach der Zeit von Schaudig nichts weiter vernommen, als daß er sich långst nicht mehr in Ballenstådt befindet. Am Morgen des fünfzehnten kehrte Rose wieder nach Quedlimburg zurück; am Abend spielte ich bey Hofe, und bekam zwey Louisd'or. — Was den nunmehro långst verstorbenen Herrn von Abercaßt betrift, so hatte dieser ehemals den Concerten Friedrichs des Großen mit beygewohnt, und war daher ein abgesagter Feind des neuern Geschmacks. So lange er zu Ballenstådt das musikalische Ruder in Hånden hatte, hörte man dort nichts als alte Sachen. Ich ward ersucht, ein Concert von Quantz zu spielen; wozu es damals bey mir keiner besondern Aufforderung bedurfte,

da ich ohnehin allenthalben, wo ich mich hören ließ, Compositionen dieser Art zum Vorschein brachte, und freylich sehr unrecht daran that, indem sie der herrschende Geschmack schon längst für Contrebande erklärt hatte. Dieser hätte doch eigentlich meine Richtschnur seyn müssen, und nicht die Anhänglichkeit an dem Alten. Was würde man z. B. wohl heut zu Tage davon urtheilen, wenn ein reisender Klavierspieler seine Zuhörer mit Concerten, Sonaten, oder wohl gar mit Fugen von Bach oder Kirnberger zu traktiren gedächte? Gesetzt auch, daß er sie noch so meisterhaft vortrüge, so würden zwar die Kenner sein Spiel bewundern, aber auch diese würden ihn für einen Sonderling halten. Indessen dauerte mein thörichtes Verfahren in dieser Hinsicht so lange fort, bis meine

dermalige Begleiterin, welche (im Vorbeygehen gesagt) nicht musikalisch ist, durch die bloße Vernunft meinen Vater und mich von der Unzweckmäßigkeit desselben überzeugte.

Am siebenzehnten reisten wir nach Magdeburg. Hier hatte mein Vater die Absicht, eine Familien-Zusammenkunft zu veranstalten, wozu es aber vor allen Dingen nöthig war, ein Privat-Quartier aufzusuchen, da von jeher die Gasthöfe in dieser Hauptstadt verhältnißmäßig theurer gewesen sind als anderwärts, selbst Berlin nicht ausgenommen. Indessen ward durch die Beyhülfe eines Bekannten gar bald eine solche Wohnung gefunden, und schon am zweyten Tage nach unsrer Ankunft von uns bezogen. Nunmehr säumte mein Vater keinen Augenblick, meine Mutter von

allem durch einen Expressen zu benachrichtigen, und so hatte ich schon früh am ein und zwanzigsten die kindliche und brüderliche Freude, diejenige, so mich geboren, nebst den zweyen, welchen sie nach mir das Daseyn gab, ans klopfende Herz zu drücken, das von jeher (ohne mir hierüber selbst ein Compliment machen zu wollen) nicht nur meinen Verwandten, sondern jedem, von dem ich glaubte, daß er es eben so gut mit mir meyne als ich mit ihm, willig offen stand. Auch selbst diejenigen, welche mir nach der Hand Beweise vom Gegentheile gaben, vermochte ich nie gänzlich wieder daraus zu verbannen; und in der That, ich vermag es noch nicht. Genug, ich befand mich nun im Kreise der Meinigen, von denen ich vierzehn Monate lang getrennt gewesen war, so

froh und heiter, als es mein damaliger Mangel an Geistesbildung zuließ. Denn was auch immer die Freunde der Unkultur zu deren Lobe sagen mögen, so scheint es mir doch eine ausgemachte Wahrheit, daß ein roher Naturmensch bey weitem keiner so lebhaften Freude fähig ist als ein gebildeter. Jener hat (könnte man freylich dagegen einwenden) öftere Gelegenheit sich zu freuen, als dieser, da er sich an Dingen ergötzt, die dem Manne von Bildung höchst alltäglich sind; aber giebt es denn auf der andern Seite nicht unzählige Gegenstände, die den gebildeten Geist zum frohen Erstaunen hinreissen, indem der Unkultivirte kalt bey ihnen vorübergeht?

Ein Gedicht von Vater Wieland, ein Lied von Schiller, Mattison oder Hamann, eine prosaische Erzählung, wie

z. B. der doppelte Schwur der Besserung, oder die Neujahrsnacht von Jean Paul, welches alles jetzt mein ganzes Inneres belebt und mich dermaßen mit sich fortreißt, daß ich nach Anhörung desselben mich oftmals auf den Ort besinnen muß, in welchem ich mich befinde, und auf die Zeit, in der ich lebe, würde mich damals kalt gelassen, wo nicht gar angeeckelt haben. Warum? Weil ich kein einziges Wörtchen davon verstanden hätte. Doch, um wieder auf das Vorige zurückzukommen, so war ich so vergnügt als möglich, und wir hatten uns so viel und mancherley zu erzählen, daß der Tag der Trennung heranrückte, ehe wir damit zu Stande waren. Indeß gab ich in Magdeburg vier Concerte, welche meine Erwartung übertrafen; wodurch meine Dankbarkeit in einem

hohen Grade gegen ein Publikum erregt ward, welches gewiß nichts dafür konnte, daß es mir bey meinem ersten Aufenthalt in dieser Stadt so sehr mißlang. Der verewigte Rollen war jedesmal zugegen, und schenkte mir seinen Beyfall, der mir immer unvergeßlich bleiben wird. Indeß kann ich folgende Anekdote meinen Lesern unmöglich vorenthalten, indem sie die biedere Aufrichtigkeit dieses Mannes in ein helles Licht setzt. Als ich nämlich ein Concert von Quantz gespielt hatte, wandte er sich mit den Worten zu meinem Vater: „Ich habe oftmals Gelegenheit gehabt, dieses Concert vom Verfasser selbst zu hören; er blies es zwar viel langsamer als Ihr Sohn, dafür aber herrschte auch noch etwas mehr Deutlichkeit darin.“ Gewiß ist, daß ich mich damals noch oft vom

Jugendfeuer hinreissen ließ, das Zeitmaaß zu übertreiben, welches die alten Sachen bey weitem weniger vertragen können als die neuern. Doch ich darf auch die Data der vier erwähnten Concerte nicht anzuführen vergessen; sie waren der fünf und zwanzigste September, und der zweyte, zehnte und zwölfte Oktober. Das letztere war jedoch nicht für unsern Vortheil, sondern zum Besten der Armen bestimmt, welches ich blos hier anführe, um nichts Wesentliches in meiner Geschichte auszulassen, und um über diesen Gegenstand meine Meynung sagen zu können; denn daß ich nicht die Absicht haben kann, vor der Welt damit zu prahlen, wird Jedem einleuchten, so bald ich bemerke, daß dieser Gedanke nicht von mir, sondern von meinem Vater herrührte. Ob ich damals über

diesen Punkt ganz und gar einen gehabt habe, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern. Nunmehr aber muß ich offenherzig gestehen, daß ich dergleichen von freyen Stücken nie, und auf Zureden Anderer nur sehr ungern unternehmen würde, weil es mir von Seiten des Künstlers prahlerisch, und in Hinsicht auf das Publikum unzweckmäßig zu seyn scheint. Ich hoffe dies zu beweisen. Wenn das gesamte Collegium musicum einer Stadt sich vereinigt, alljährlich ein oder auch mehrere Male die Harmonie zur Wohlthäterin der Dürftigen zu machen, wie dies in London, Wien, Leipzig und mehrern Städten geschieht, so ist dies freylich eine ganz andre Sache. Ein solches Unternehmen verdient allerdings das größte Lob, und sollte aller Orten, wo sich's nur thun liesse, nach-

geahmt werden; denn hierdurch erhält das Interesse der Nothleidenden einen dauerhaften Fond, und Jeder, der dazu beyträgt, weiß gewiß, daß sein Mitleid geehrt wird. Wenn hingegen ein einzelner reisender Tonkünstler die Mildthätigkeit des Publikums auf diese Weise auffordert, wer leistet diesem alsdann hinlängliche Bürgschaft, ob jener, seiner Schuldigkeit gemäß, die ganze Einnahme bey Heller und Pfennig zum vorgegebenen Behufe verwendet? Wer kann dafür stehen, ob er nicht im Gegentheil klein genug denkt, den Armen nur so viel davon zuzuwenden, als ihm beliebt, oder sich wohl gar mit der ganzen Einnahme aus dem Staube macht, um alles für sich zu behalten, und dadurch die ganze Sache, die an und für sich löblich ist, zu einem niedrigen Kunstgriff

herabzuwürdigen *). Unter jeder Zone, in allen Ständen der menschlichen Gesellschaft giebt es Betrüger; sollte der unsrige allein eine ehrenvolle Ausnahme machen? O! daß ich diese Frage mit ja beantworten könnte! Aber leider hat die Erfahrung nur allzu oft das Gegentheil bestätigt. Laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut — war der weise Ausspruch unsers göttlichen Meisters. Es sey mir aber vergönnt, das Gleichniß mit der Linken nicht (wie Er es that) auf die Menge, sondern auf die Dürftigen selbst anzuwenden.

*) Diesem möglichen Falle wäre dadurch vorzubeugen, daß man eine, bey den Armen-Anstalten des Orts verpflichtete, zuverläßige Person sowohl zur Abgebung der Billets, als zur Einnahme des Zutrittgeldes bestellte.

Ich halte nämlich nur diejenigen Wohlthaten für die sichersten und zweckmäßigsten, welche die Linke, der sie zugedacht waren, unmittelbar aus der Rechten empfängt. Doch ich breche hier über einen Gegenstand ab, über welchen ich mir zwar vorgenommen hatte mehr zu sagen; aber bey näherer Prüfung schien mir dasjenige, was ich noch zuzusetzen Willens war, den Ton der Prahlerey anzunehmen. Ungeachtet ich nun wahrlich diese Absicht nicht hatte, so halte ich es dennoch für das Rathsamste, es des bloßen Scheins wegen zu unterdrücken.

Bevor ich Magdeburg verlasse, muß ich eines sehr verdienstvollen Flötenspielers erwähnen, dessen Bekanntschaft ich schon bey meinem ersten Aufenthalt daselbst gemacht hatte. Er hieß Hesse,

und war gemeiner Soldat; verdiente sich aber nicht nur durch fleissigen Unterricht manchen schönen Thaler Geld, sondern ward auch seiner anerkannten Geschicklichkeit wegen so sehr von Jedermann geachtet, daß er selbst in den vornehmsten Häusern Zutritt erhielt, und allenthalben erwies man ihm diejenige Ehre, welche man Künstlern von Metier zu bezeigen pflegt. Das alte goldene Sprüchelchen: „Wer was kann, den hält man werth, des Ungeschickten Niemand begehrt," hat in der That keine Legierung.

XX (1+2) VI. 87
IV 88

Tv 180

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dulon, Friedrich Ludwig, 1769-1826

Dulons des blinden Flötenspielers Leben und Meynungen

Bd.: 1. 1807. - 439 S.

Zürich 1807

Mus.th. 4680-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10600080-0